

JÜDISCHES LEBEN IN BAYERN

MITTEILUNGSBLATT DES LANDESVERBANDES DER ISRAELITISCHEN KULTUSGEMEINDEN IN BAYERN

29. JAHRGANG / NR. 124

פסח תשע"ד

APRIL 2014



Liebe Leserinnen, liebe Leser,



in diesen Pessach-Tagen, an den Seder-Abenden, essen wir **Mazzen** und **Maror** und wir fragen: „Diese Mazza, die wir essen, was bedeutet sie? Dieses Bitterkraut, das wir essen, was bedeutet es?“ Mit diesen alten Fragen aus unserer Pes-

sach-Tradition erinnern wir uns an die Befreiung aus Ägypten in biblischer Zeit.

Das gemeinsame Lesen aus der **Haggada**, das Erzählen der Pessach-Geschichte und die Fragen und Antworten bauen eine feierliche Spannung auf. Das gemeinsame Singen der traditionellen und schönen Pessach-Lieder, zum Beispiel **wehi sche'amda la'awotejnu we'lanu** (Und dies ist es, was unseren Vätern und uns beigestanden ist) oder **Leschana haba'ah bi'ruschalajim** (Nächstes Jahr in Jerusalem) und dazwischen ein traditionelles Festessen mit besonderen Pessach-Gerichten: Das alles macht den Seder-Abend zu einem ganz besonderen Ereignis. Ich kenne Seder-Abende, da geht das Singen, das Fragen und Antworten, das Essen und dann wieder Gebet und Gesang bis weit in die Nacht hinein.

Kein anderer Feiertag in der jüdischen Tradition hat diesen ausgeprägten historischen, pädagogischen und familiären Charakter. Ganz in diesem Sinne verstehe ich auch den Beitrag von **Rabbinerin Deusel** auf der folgenden Seite. „Darum ist der Seder-Abend“, schreibt sie in ihrem Beitrag, „auch eine Zeit des Fragens, des Erklärens, nicht nur für die Kinder“. Beachten Sie bitte auch die Überlegungen von **Yizhak Ahren** zum Schir HaSchirim.

Etwa drei Wochen später feiern wir **Jom Haazmaut**, den israelischen Unabhängigkeitstag. Beide Ereignisse, Pessach und Jom Haazmaut, liegen zeitlich, aber auch inhaltlich, nah beieinander. Markiert Pessach eine „Befreiung“ in biblischer Zeit, so beginnt mit Jom Haazmaut die „Unabhängigkeit“ der jüdischen Nation in der Jetzt-Zeit. Wo immer wir auch leben, für unsere heutige jüdische Identität spielt der moderne Staat Israel eine zentrale Rolle.

Deshalb haben wir auch wieder in diesem Heft ab Seite 7 zum 66. Geburtstag einen **THEMENSCHWERPUNKT ISRAEL**.

Auch im 66. Jahr seines Bestehens muss der Staat Israel enorme Anstrengungen unternehmen, um die Sicherheit seiner Bürger zu gewährleisten. Die jüdisch-historischen Erfahrungen der Schoa, aber auch des modernen islamistischen Terrorismus, haben deutlich gezeigt, dass man die Bedrohungen sehr ernst nehmen und sich entsprechend schützen muss. Wohl ist die Lage an Israels Grenzen zum Glück zur Zeit relativ stabil, aber in den Nachbarländern hat sich die Situation für die Menschen dort drastisch verschlechtert. Es ist eigentlich unvorstellbar, aber der Terrorismus dort bedroht die eigene Bevöl-

kerung. Das bedeutet auch für Israel eine zusätzliche Gefahr.

Es wird wirklich Zeit, dass die Menschen in Ägypten und in Syrien, im Iran und im Libanon und in allen anderen Staaten der Region endlich Bürgerrechte, demokratische und freiheitliche politische Systeme bekommen. Das ist auch im Interesse von Israel. Gegenseitige Anerkennung, wirtschaftlicher und kultureller Austausch, Reisefreiheiten könnten zu guten nachbarschaftlichen Beziehungen führen. Bis es soweit ist, muss Israel allerdings die Vernichtungsrhetorik sehr ernst nehmen und sich schützen.

Vielen Menschen bei uns fehlen die Kenntnisse der besonderen geopolitischen Situation im Nahen Osten und auch das Verständnis für israelische Sicherheitsbedürfnisse. Die Erfahrungen haben aber gezeigt, dass Menschen, die Israel besucht haben, danach einen umfassenderen Blick auf die Region entwickeln.

Deshalb liegt auch bei uns in diesem Heft ein Fokus auf dem **bayerisch-israelischen Schüler- und Jugendaustausch**. Für die zukünftigen bilateralen Beziehungen zwischen Bayern und Israel sind diese Begegnungen von jungen Menschen, das gegenseitige Kennenlernen, ein wichtiger Baustein, der zugleich historisches Wissen zu deutsch-jüdischer Geschichte, politisches Verständnis und interkulturelle Kompetenz vermittelt.

Auf vier Sonderseiten ab Seite 21 dokumentieren wir außerdem die Verleihung des **Rabbiner-Spiro-Preises 2014** an Karl Freller. Für uns, für den Landesverband der Israelitischen Kultusgemeinden in Bayern, war die Preisverleihung im Februar eines der wichtigsten Ereignisse in diesem Jahr. Wir konnten damit eine für uns wichtige Persönlichkeit öffentlich ehren. Auf den Sonderseiten wird der Preisträger auch für unsere Leser ausführlich gewürdigt.

Wir konnten damit aber auch wieder an eine zentrale **jüdische Persönlichkeit** erinnern, die für die **bayerisch-jüdische Nachkriegsgeschichte** von sehr großer Bedeutung war. **Rabbiner David Kahane Spiro**, der Fürther Raw, kam nach seiner Befreiung in Dachau nach Mittelfranken. Für die jüdischen Menschen in der fränkischen Stadt und der Umgebung wurde er bald das religiöse Oberhaupt. Mit seinem segensreichen Wirken hatte er maßgeblichen Einfluss auf die Entwicklung jüdischen Lebens in ganz Bayern. Zeitzeugen berichten, dass der orthodoxe Rabbiner die **Mazzen** für die Seder-Abende selbst von Hand herstellte. So konnte er sicher sein, dass seine Mazzen nicht durch **Chamez** verunreinigt, dass sie wirklich **koscher lePessach** waren. Und so machen es ja religiöse Juden auf der ganzen Welt heute noch. Ich finde, dass diese Anekdote unbedingt in unser Pessach-Heft gehört.

In diesem Sinne wünsche ich Ihnen und Ihren Familien einen koscheren Pessach.

Ihr

Dr. Josef Schuster

Präsident des Landesverbandes der IKG in Bayern, Vizepräsident des Zentralrates der Juden Deutschlands

Pessach 5774

Pessach, das Fest der Freiheit
Von Rabbinerin Dr. A. Yael Deusel 3

Schir HaSchirim – verschiedene Lesarten
Von Yizhak Ahren 6

THEMENSCHWERPUNKT ISRAEL –

Unser Beitrag zum 66. Geburtstag

Warum Jerusalem 7

ConAct – „Gemeinsam Handeln“ 8

Die Geschichte eines grünen Israels 9

Wo in Israel der Honig fließt 10

Sechs Fragen an Juliane Niklas,
Referentin beim Bayerischen Jugendring . 11

Zum 60. Geburtstag

Masal Tow Doktor Schuster 13

Kultur

Die Erschaffung der Welt 14

Schätze auf dem Dachboden 15

Dieudonné: Gottgegeben? 16

Buchbesprechungen

Das Volk der Bücher 17

Rabbiner-Spiro-Preis 2014

„Glücksfall für Bayern“ – Auszug aus
der Rede von Dr. Josef Schuster 21

Sechs Fragen an Karl Freller 22

Aus den jüdischen Gemeinden in Bayern

. 25

Serie

Jüdische Landgemeinden in Bayern (36)
Von Michael Schneeberger 29

Russische Beiträge

Von Vladislav Zeev Slepoy 35

Jiddischer Beitrag

Von Marion Eichelsdörfer 39

Zum Titelbild:

Der Rabbiner-Spiro-Preis 2014. Er trägt die
Innschrift:

Rabbiner-Spiro-Preis 2014
Herrn Karl Freller
Staatssekretär a.D., MdL

Direktor der Stiftung Bayerische Gedenkstätten
In dankbarer Anerkennung
Landesverband der Israelitischen Kultusgemeinden
in Bayern K.d.ö.R.

Impressum

Herausgeber: Landesverband der Israelitischen Kultusgemeinden in Bayern, Effnerstraße 68, 81925 München, Telefon (089) 989442
Redaktion: Benno Reicher, bere.journal@smartone.de
Gesamtherstellung: Druckerei Edwin H. Höhn, Gottlieb-Daimler-Straße 14, 69514 Laudenbach

Pessach, das Fest der Freiheit

Von Rabbinerin Dr. A. Yael Deusel

Pessach, der Weg aus Ägypten, der Weg zum Sinai, Beginn der Volkwerdung der Israeliten, des jüdischen Volkes – **unsere** Volkwerdung soll sich doch ein jeder, eine jede von uns Juden betrachten, als seien wir selber mit aus Ägypten ausgezogen. Wohl begann der Weg mit dem Auszug aus Ägypten, aber er geht immer weiter, durch alle Zeiten bis heute, und auch für die Generationen nach uns wird er weitergehen.

Unsere Pessach-Haggada führt uns durch die jüdische Geschichte und sie zeigt uns: Die Freiheit ist ein flüchtiges Gut – es genügt nicht, sie einmal zu erlangen, damit man sie anschließend ein für allemal besitzt. Man muss sie verteidigen, man muss um sie kämpfen. Und man muss sich ihrer würdig erweisen.

Freiheit kommt nicht von allein; sie ist nicht einfach ein Geschenk. Und man bekommt sie auch nicht ohne Bedingungen. Freiheit bedeutet nicht, dass man tun und lassen kann, was immer man will. Freiheit ist verknüpft mit Verantwortung, für einen selbst und für andere. Sie ist nicht nur „Freiheit von“, sondern vor allem auch „Freiheit zu“.

Die Ambivalenz der Freiheit wird uns am Sederabend immer wieder bewusst gemacht, wenn wir zusammen die Haggada lesen und gemeinsam dem Weg durch unsere Tradition folgen. Von den Anfängen jener Vorfahren, welche Götzendiener waren, hin zu

den Stammvätern Avraham, Jizchak und Ja'akov, dessen Söhne sich in Ägypten niederließen, über die Sklaverei unter den Pharaonen hin zu Mosche: als Sklave geboren, als Prinz aufgewachsen, als freier Mann ausersehen, das Volk auf Geheiß des Ewigen aus Ägypten, dem Sklavenhaus, zu führen in das Land Kena'an, nach Erez Jisrael.

Wir lesen von den dramatischen Vorgängen des Auszugs, von unterdrückender Gewalt und von Plagen, von Zeichen und Wundern. Wir lesen aber auch vom Pessachopfer zur Tempelzeit, zu verzehren an heiligem Ort, der so nicht mehr existiert, und wir lesen von talmudischen Zeiten und dem Bar-Kochba-Aufstand. Die traditionellen Lieder führen uns sogar noch weiter, bis in die Kreuzfahrterzeit. Wir gehen den langen Weg der jüdischen Geschichte nach, durch Unterdrückung, Bedrohung und wunderbare Errettung und Erhaltung, bis in unsere Zeiten hinein. Vieles erfahren wir nur zwischen den Zeilen – und darum ist der Sederabend auch eine Zeit des Fragens und des Erklärens – nicht nur für die Kinder.

Und Pessach ist auch ein eindrückliches Lehrstück in Hawdala – im Unterscheiden lernen zwischen Sein und Schein. Der Pharao scheint mächtig und ist doch Sklave seiner eigenen Machtvorstellungen. Das israelitische Volk scheint schwach und unter-

drückt und dabei ist es doch voller Kraft durch den Beistand des Ewigen: äußerlich versklavt, aber innerlich stolz und ungebrochen.

Zu einem **großen Volk** würde der Ewige die Nachkommen des Avraham machen, so verheißt Er ihm in Bereschit 12, 2. Und doch lesen wir in Devarim 7, 7–8: „Nicht weil ihr zahlreicher wäret als andere Völker hat G'tt euch liebgewonnen und euch erwählt, denn ihr seid das kleinste unter allen Völkern.“

Die Größe des Volkes muss also anderswo liegen als in seiner zählbaren Menge.

Das bringt uns zu der Frage, wie das Judentum **gadol** (groß) und **katan** (klein) definiert. In der Diskussion um das Behalten dürfen eines Fundgegenstands, wenn der Finder ein Unmündiger (**Katan**) oder ein Erwachsener (**Gadol**) ist, belehrt uns das talmudische Recht, dass sich **katan** und **gadol** nicht unbedingt nach Alter und körperlicher Entwicklung definieren, sondern ein **Katan** ist einer, der **somech al schulchan aviv o-schulchan schel acherim**, somit jemand, der sein Leben nicht selbständig und eigenverantwortlich führt, im Gegensatz zum **Gadol**, demjenigen, der für sich selbst die Verantwortung trägt.

Im wörtlichen und auch im übertragenen Sinn bedeutet dies, dass der **Katan** sich vom Tisch eines anderen ernährt, von dem, was immer man ihm gibt – das ist die Mentalität



Pessach im Bamberger DP-Lager.

Fotos (2): Museen der Stadt Bamberg

eines Unmündigen und auch die eines Sklaven. Der Gadol sorgt selbst für seinen Tisch, egal wie viel oder wie wenig Essen er darauf haben wird; das ist der Status des freien, mündigen Menschen.

Ein sehr eindrucksvolles Beispiel dafür gibt uns unsere Mazza, **ha-lachma anja**, das Brot der Armut und gleichzeitig das Brot der Freiheit. Es ist ein kärgliches, armseliges Brot, aber in Freiheit genossen. Und es ist ein starkes Symbol für eben diese Freiheit; ist es doch deshalb nicht mehr aufgegangen, weil die Israeliten in jener Nacht in großer Eile in die Freiheit gezogen sind. Freilich kann man die Mazza in gleichem Maße auch als Mahnung auffassen: Hatten die Israeliten denn kein volles Vertrauen in den Ewigen und Sein Versprechen, sie in die Freiheit zu führen? Warum hatten sie sich denn nicht schon lange vorbereitet auf diesen Weg in die Freiheit? Letztlich mag uns dies zeigen, dass die Israeliten nicht „plötzlich erwachsen“ waren – sie mussten das Verhalten von mündigen, freien Menschen erst erlernen. Später, auf dem langen Weg

durch die Wüste, wird sich dies noch öfter zeigen.

Das rechte Verhalten eines freien Menschen, der verantwortliche Umgang mit dieser Freiheit ist also nicht selbstverständlich. Der Ewige hat uns Menschen einen freien Willen gegeben; Er hat uns auch Seine Tora, Seine Lehre und Seine Mizwot gegeben, damit wir davon lernen, uns richtig zu entscheiden. Wie eindrucksvoll sind die Ermahnungen von Mosche Rabbenu, die er kurz vor seinem Tod noch dem Volk aufträgt, im Namen des Ewigen (Devarim 30, 15; 19): „Siehe, ich lege dir heute vor das Leben und das Gute, auch den Tod und das Böse“, und weiter: „Das Leben und den Tod habe ich dir vorgelegt, den Segen und den Fluch; du aber sollst das Leben erwählen, auf dass du lebest, du und deine Nachkommen.“

Und der Ewige macht sehr deutlich klar, dass Sein Weg mit dem Volk nicht mit Mosche aufhören wird; Er wiederholt Sein Versprechen und ermahnt Jehoschua bin Nun, Mosches Nachfolger, **chasak we-emaz**, stark und fest zu sein, denn Er, der Ewige,

werde immer mit ihm sein – wenn Jehoschua aber seinen Weg erfolgreich gehen wolle, dann solle er sehr wohl darauf achtgeben, weder nach rechts noch nach links von der Lehre des Ewigen abzuweichen.

Lischmor – Achtgeben; auch dafür mag unsere Mazza ein Symbol sein. Mazza und Chamez, beide werden ja aus denselben Getreidearten hergestellt. Aber je nachdem, wie man mit dem Getreidemehl umgeht, wird eben daraus entweder die einfache, ungesäuerte Mazza, als Brot des Glaubens und der Bescheidenheit, wofür man sehr viel Achtsamkeit braucht, oder es wird Chamez daraus, Sauerteig, der aufgeht, sich aufbläst, wie so mancher Mensch, der nicht so genau Acht gibt auf des Ewigen Gebote und stattdessen seinem Ego freien Lauf lässt.

Wer wird nun in den Augen der Welt als der Größere erscheinen? Derjenige, der den Willen des Ewigen tut und sich selbst dabei zurücknimmt, oder derjenige, der sich im Bewusstsein seiner Macht, seines Geldes oder seiner Berühmtheit sonnt und dabei das eigene Ich vor den Willen des Ewigen stellt? Wer ist hier der **Katan** und wer der **Gadol**? Oder, um mit unserer Haggada zu fragen: Wer von beiden ist der **Chacham**, der Kluge, und wer ist der simple **Tam**?

In der Haggada lesen wir vom **Chacham**, dem Kind, das nach der Bedeutung der Verpflichtungen, der Satzungen und der Rechtsprüche fragt, die der Ewige uns geboten hat. Man soll es lehren, was im Traktat Pessach geschrieben steht und noch mehr, bis hin zur Mischna, die vom Afikoman handelt. Wir lesen auch vom **Tam**, dem naiven Kind, welches einfach (aber nur scheinbar einfältig) fragt, wozu denn all das diene, was Pessach angeht, und dem man ebenso einfach antworten soll: „G'tt hat uns mit starker Hand aus dem Sklavenhaus Ägypten herausgeführt.“

Interessanterweise dreht der Talmud Jeruschalmi die Antworten an den Chacham und den Tam um, so dass der klug Fragende eine einfache Antwort erhält, der mit der einfachen Frage dagegen eine komplizierte und ausführliche. Was mag dahinterstecken? Nimmt hier der Talmud Jeruschalmi, wie Norman Lamm sagt, vielleicht vorausschauend Bezug auf eine Zeit, in welcher die Rollen von Chacham und Tam vertauscht sein werden? Wenn die Menschen einen gerissenen Geschäftsmann, einen reichen Playboy oder einen scharfzüngigen Talkshowmoderator als „Chacham“ betrachten werden, einen ehrlichen Handwerker, einen treuen Ehemann und Vater oder einen Menschen, welcher sich weigert, andere bloßzustellen oder **laschon ha-ra** zu betreiben, als „Tam“?

Ma nischtana ha-lajla ha-se – was unterscheidet den Seder-Abend, was unterscheidet Pessach von allen anderen Zeiten im Jahr? Nicht umsonst sind es die jüngsten Kinder, die fragen; und nicht umsonst nennt man die vier bekannten Fragen nicht die **arba sche'elot**, sondern die **arba kuschiot**, die vier schwierigen Fragen. Unterscheiden lernen, das ist einer der wichtigsten Aspekte von Pessach, ob wir nun Kinder sind oder Erwachsene. Das Fragen, auch das Hinterfragen, fällt den Kindern leichter. Wir Erwachsenen meinen oft, die Antworten schon



Pessach im Bamberger DP-Lager.



alle zu kennen, oder wir nehmen gar nicht mehr wahr, welche Fragen, welche Widersprüche uns begegnen.

„Ma nischtana“ bedeutet ja nicht nur, **was** ist anders, sondern es heißt vor allem auch, **warum** ist es so anders? Am Seder-Abend können wir Erwachsenen also auch etwas von unseren Kindern lernen: Das genaue Hinschauen, das Nachfragen, das Hinterfragen, und letztlich auch das Fragen überhaupt.

Unsere Pessach-Haggada ist kein Geschichtsbuch, aber sie führt uns alljährlich durch die lange jüdische Geschichte mit ihren Höhepunkten und ihren Katastrophen. Sie ist nicht Teil des Tanach oder des Talmud, auch wenn sie reich ist an Zitaten daraus, und doch lehrt sie uns, dass der Ewige mit uns ist, auf allen unseren Wegen, und dass Er uns auch in den dunkelsten Zeiten beisteht. Und sie ist kein Liederbuch,

auch wenn sie viele Lieder enthält. Sie ist nicht mehr und nicht weniger als ein Schlüssel zum Kern des Judentums. Je aufmerksamer wir sie lesen, desto näher bringt sie uns dem Geheimnis von Pessach und damit der Lehre des Ewigen. Wer die Haggada richtig zu lesen versteht, der wird sein Leben reicher machen – auch wenn er äußerlich als ein **Tam** oder ein **Katan** erscheinen mag.

Schir HaSchirim – verschiedene Lesarten

Von Yizhak Ahren

In manchen Ausgaben der Pessach-Haggada findet man am Ende das Hohelied *Schir HaSchirim* (Lied der Lieder) abgedruckt. Diese Hinzufügung hat schon ihre Richtigkeit, denn es gibt einen uralten Brauch, nach dem Seder Schir HaSchirim zu rezitieren. In askenasischen Gemeinden pflegt man das Lied der Lieder am Schabbat von Pessach öffentlich vorzulesen, und zwar vor der Tora-Lesung.

Warum haben unsere Weisen Schir HaSchirim Pessach zugeordnet? In der Literatur findet man auf diese Frage mehrere Antworten, die alle richtig sein können. Pessach wird stets im Frühjahr begangen und im Hohelied wird diese Jahreszeit beschrieben: „Denn siehe, der Winter ist vorüber, der Regen enteilt, ist dahin. Die Blüten lassen sich sehen am Boden, die Zeit des Sanges ist gekommen und die Stimme der Turteltaube lässt sich hören in unserem Land. Die Feige würzt ihre Fruchtkerne und die Weinreben blühen, duften“ (Kap. 2, 11–13). Ein anderer Grund für die Zuordnung: Unsere Weisen haben in Schir HaSchirim eine Allegorie gesehen, welche die unendliche Liebe zwischen dem Volk Israel und dem Heiligen, gelobt sei Er, darstellt. Der Auszug aus Ägypten, dessen wir am Pessach durch das gebotene Tun und Lassen gedenken, begründet und demonstriert die einmalige Liebesbeziehung zwischen G'tt und Seinem Volk, die im Lied der Lieder zur Sprache kommt.

Sogar wer nicht auf eine Übersetzung des Originaltextes angewiesen ist, wird es nicht leicht finden, die Gliederung und den Sinn von Schir HaSchirim zu verstehen. Ohne einen guten Kommentar zu diesem biblischen Buch übersieht der Leser viele Dinge und geht leicht in die Irre. Eliahu Kitov bemerkt in seinem vorzüglichen Buch *Das jüdische Jahr*: „Nicht jedem Menschen, und auch nicht zu jeder Zeit, ist es möglich, die wirkliche Bedeutung in ihrer ganzen Tiefe zu begreifen. Wenn man die Worte dieser Parabel zu wörtlich und zu weltbezogen auffasst, könnte der erhabene Sinn und die symbolische Bedeutung verloren gehen.“

Als sehr nützlich habe ich die Betrachtungen über Schir HaSchirim erfahren, die der Bibelwissenschaftler Dr. Gabriel Cohn in seinem hebräischen Buch über die *Fünf Megillot* veröffentlicht hat (2. Auflage, Jerusalem, 2008). Ich empfehle dieses Werk, denn es hilft dem Leser, den Zusammenhang zwischen den zwei voneinander unterscheidbaren Bedeutungsschichten zu begreifen. Cohn analysiert den Aufbau des Textes, behandelt eine Reihe von Spezialfragen und

ermöglicht durch wertvolle Literaturhinweise eine weitere Vertiefung.

Bemerkenswert ist, dass unsere klassischen Bibelausleger Raschi, Raschbam und Abraham Ibn Ezra, die in ihren Kommentaren erklärtermaßen den Literalsinn (hebr.: Peshat) bevorzugen, Schir HaSchirim allegorisch erläutert haben. Sie wandeln in den Spuren des Midraschs, der im 7. Jahrhundert im Lande Israel redigiert wurde.

Wer Beispiele aus den Midraschim studieren möchte, der ist gut beraten, wenn er zum Wajikra-Band im Bestseller *Tora Temima* von Rabbiner Baruch HaLevi Epstein (1860–1941) greift. Im Jahre 2012 ist dieses Werk in einer leserfreundlichen, punktierten Ausgabe neu herausgegeben worden. Epstein zitiert Midrasch-Stellen zu jedem Vers und erläutert sie. Es wäre natürlich reizvoll, hier einige überraschende Auslegungen anzuführen; dies würde aber den gegebenen Rahmen sprengen.

An dieser Stelle erscheint es mir sinnvoll, auf ein ähnlich aufgebautes Werk aus unseren Tagen hinzuweisen, das ebenfalls rabbinische Auslegungen zu Schir HaSchirim anführt und erläutert: *Hatora Hatemima* von Rabbiner Jechiel M. Stern (Jerusalem 5770). Man beachte den kleinen Unterschied zwischen den zuletzt genannten Titeln.

Auch der Halachist und Philosoph Moses Maimonides betont, dass Schir HaSchirim allegorisch zu interpretieren ist. Es lohnt sich, den ganzen Absatz aus seinem Kodex zu zitieren: „Die rechte Liebe besteht darin, dass man Gott so gewaltig groß und innig liebt, bis die Seele gleichsam in der Liebe zu Gott gebunden ist und immer von ihr erfüllt ist. So wie der Sinn des Liebeskranken durch die Liebe zu einer bestimmten Frau nicht frei ist, sondern sie immer in ihm lebt bei seinem Essen und Trinken, beim Sitzen und Stehen. Noch stärker soll die Liebe zu Gott im Herzen jener sein, die immer gleichsam von Ihm erfüllt sind, wie ja Gott es anbefohlen hat: „Mit ganzem Herzen und ganzer Seele“ (Devarim, Kap. 6,5). Salomo drückte dies gleichnisweise so aus: „Denn krank an Liebe bin ich“ (Schir HaSchirim, Kap. 5,8). Das ganze Hohelied ist eine Allegorie dieser Liebe“ (Hilchot Teschuwa, Kap. 10,3).

Wie bereits gesagt, man sollte bei Schir HaSchirim zwei Lesarten berücksichtigen – das macht die Lektüre mühsam, zugleich aber auch spannend. Eine Interpretation nach dem einfachen Wortsinn hat Rabbiner E. S.

Hartom (1887–1965) vorgelegt. Hartom hat das Hohelied in 17 Lieder und einige Einzelstücke aufgeteilt. Seiner Ansicht nach handelt Schir HaSchirim von einem Bräutigam und einer Braut, die ihrer Sehnsucht nach Liebe und Nähe wortreich Ausdruck verleihen. Um auf die andere Interpretationsart hinzuweisen, referiert Hartom in seiner kurzen Einleitung Beispiele für die allegorische Auslegung ausgewählter Verse.

Um die These zu verdeutlichen, dass beim Studium von Schir HaSchirim verschiedene Lesarten zu entdecken sind, soll nun ein Ausdruck näher betrachtet werden, der im Hohelied nicht weniger als sieben Mal vorkommt: „Töchter Jeruschalaims“. Die Frage drängt sich auf: Wer sind die Töchter Jeruschalaims? Gabriel Cohn hat drei verschiedene Antworten nebeneinander gestellt; er zeigt, dass je nach Gesamtauffassung des Textes die Bedeutung der Töchter Jeruschalaims anders gesehen wird.

Raschi, der – wie schon oben erwähnt – Schir HaSchirim allegorisch auslegt, führt aus, die Töchter Jeruschalaims seien die Völker der Welt. Wenn nämlich die Geliebte im Hohelied das Volk Israel symbolisiert, so ist es durchaus angemessen, ihre Gesprächspartnerinnen als die übrigen Völker zu betrachten.

Ganz anders als Raschi deutet Rabbiner Malbim das Hohelied. Nach Malbim symbolisiert die Geliebte in Schir HaSchirim die Seele des Menschen, die sich immerfort nach einer Verbindung mit dem himmlischen Vater sehnt. Die Töchter Jeruschalaims interpretiert Malbim als die Kräfte des menschlichen Körpers. Diese wollen wissen: „Was ist dein Geliebter vor jeglichem Geliebten“ (Kap. 5,9). Nach Ansicht von Malbim fragen sie, wodurch sich die geistige Liebe zu Gott von anderen Formen der Liebe abhebt.

Eine dritte Sichtweise haben sowohl Rabbiner Joseph Carlebach als auch Elieser Levinger vertreten. Ihrer Auffassung nach sind die Töchter Jeruschalaims die Gefährtinnen der Geliebten, die wohlwollend an ihrer Liebesgeschichte teilnehmen und den Lesern von Schir HaSchirim ermöglichen, die Gedanken der von Sehnsucht nach der Liebe ihres Freundes erfüllten Frau nachzuvollziehen. Damit keine Missverständnisse aufkommen, sei angemerkt, dass Carlebach Schir HaSchirim als Liebeslieder von Freund und Gefährtin interpretiert, die zugleich die Liebesbeziehung zwischen Gott und dem Volk Israel symbolisieren.

Im bilateralen **deutsch-israelischen Verhältnis** spielen die Beziehungen junger Menschen aus beiden Ländern eine zunehmend größere Rolle. Israel und Deutschland unterstützen den Austausch und **Partnerschaften** zwischen Jugendgruppen und Schulen. Das Nürnberger **Melanchthon-Gymnasium** hat jetzt eine neue Schulpartnerschaft mit der **Sieff-and-Marks-School** in Jerusalem realisiert. Im Februar waren die Nürnberger Schüler in Israel, ihre israelischen Partner kommen im Oktober nach Nürnberg. Wir dokumentieren hier die Israel-Erfahrungen der 15-jährigen Schüler **Sophia Deininger, Hannah Feldmann** und **Wilhelm Bühner**. Die verantwortliche Lehrerin **Dr. Martina Switalski**, noch stark von der Reise beeindruckt, schreibt über ihre Motive und besondere Programmpunkte. Außerdem finden Sie auf unseren **ISRAEL-SEITEN**, wenige Wochen vor **Israels 66. Geburtstag**, weitere interessante Informationen zum Schüler- und Jugendaustausch mit Israel und dazu auch ein Gespräch mit **Juliane Niklas** vom Bayerischen Jugendring. *bere.*

Warum Jerusalem?

Diese Frage musste ich mir als Lehrerin von Eltern, Kollegen und Schüler gefallen lassen, als es um die Planung eines neuen Austausches für das Nürnberger Melanchthon-Gymnasium ging. „Nun“, antwortete ich die implizierten Fragen nach der Sicherheit vom Tisch wischend, „es ist die einzige Stadt, die es im Himmel und auf Erden gibt. Deshalb möchte ich mit meinen Schülern dorthin fahren.“ Jerusalem kann man mit der inoffiziellen zweiten Nationalhymne „**Yerushalayim shel zahav**“ natürlich als goldene Stadt bezeichnen, aber das ist sicherlich nur ein Teil der Wahrheit. Jerusalem war für uns golden, heilig und von schwarzgewandeten orthodoxen Chassidim im Stadtbild geprägt. Die Stadt war für uns aber auch unendlich gastfreundlich und humorvoll, modern und geschichtsträchtig. Jerusalem war großartig. Warum also nicht Jerusalem? Für mich als Historikerin und Geschichtslehrerin an einem ehrwürdigen alten Gymnasium war dieser Schritt naheliegend. Meine jüngsten Forschungen zur jüdischen Geschichte meines Heimatdorfes Forth bei Nürnberg und die Aufarbeitung der Biografien ehemaliger jüdischer Melanchthonianer, die 1938 von der Schule verwiesen worden waren, ließen in mir den Wunsch erwachsen, den Kontakt zu diesem Land und seinen Bewohnern nicht nur in der Vergangenheit, sondern in der Gegenwart zu suchen und Hilfestellungen des Bayerischen Kultusministeriums, der Landeszentrale für politische Bildung, des Bayerischen Jugendrings und meiner Schulleitung haben dieses Ansinnen nachhaltig unterstützt.

Vom 19. bis 28. Februar 2014 traten dreizehn Zehntklässler und Zehntklässlerinnen den Weg in die Heilige Stadt an. Der Aufenthalt sollte neben der Unterbringung in den Jerusalemer Gastfamilien mit „Zusammenwachsen“, „Geschichtsbewusstsein“ und „Versöhnung durch Kunst“ drei große Themen berühren, wovon das „**get together**“ der

ersten zwei Tage sicherlich am einfachsten zu bewältigen war.

Wesentlich schwerer wurden nach den beiden Willkommenstagen zwischen Meer, Bergen und Oase die drei Erinnerungstage im Yad Vashem. Es ist definitiv etwas anderes, wenn man durch die aneinandergereihten Exponate der Nazigräuere neben einem israelischen Austauschschüler, einer israelischen Freundin läuft. Nur wir Deutschen verstehen in dieser Ausstellung jedes erbärmliche Wort aus den Lautsprechern und wir mussten lernen, dass unsere israelischen Gastgeber hauptsächlich „Schoa-Wörter“ aus dem Deutschen kennen. Wörter von der Rampe, von der Deportation, von den Todeslagern: „Raus!, Raus!“ – „Schnell!, Schnell!“ – „Achtung!“. Nur wir Deutschen können jedes Plakat dieser umfangreichen Ausstellung wirklich lesen, denn die Sprache der damaligen Herrenmenschen ist unsere Sprache.

Der bedrückendste Moment für mich waren die Erzählungen meiner Schüler in einem Workshop der **International School of Holocaust Studies** in Yad Vashem. Der Workshop trug bezeichnenderweise den Titel „**Was geht mich die Geschichte an?**“. Diese Frage stellt sich einem heute fünfzehn- oder sechzehnjährigen jungen Menschen selbstredend, und auch mich fragten meine Schüler immer wieder mal, warum wir denn nach über 70 Jahren immer noch in der NS-Geschichte waten bzw. feststecken müssen. Meine Schüler haben diese Frage selbst beantwortet, als sie gebeten worden waren, persönliche Familienegegenstände aus dieser Zeit mitzubringen und vorzustellen. Was erzählt eine Photographie des eigenen arisierten Wohnhauses von 1936, das Geschäftspapier des großväterlichen Baubetriebs von 1937, das Foto der jüdischen Großeltern, die gezeichnete Erinnerung an ein amerikanisches Kriegsgefangenenlager in Austin und die Ablichtung der ukrainischen Großeltern, die vom Hunger gedemütigt in sibirische Lager verschoben wurden?



Das Gastgeschenk „Hängender Garten“ mit Oren Lallo.

All diese Dinge zeigen die monströse Unmenschlichkeit eines Krieges, dem eine menschenverachtende Ideologie zugrunde lag. All diese Dinge zeigen, dass wir erst im Ausland wirklich zu Deutschen werden, denn dort können wir uns der kollektiven Verantwortung unserer Geschichte gegenüber nicht entziehen.

Das „**Gastgeschenk**“ für diese intensiven und zutiefst bewegenden Tage ist sichtbar und hörbar. Als Symbol der wachsenden Freundschaft schufen die deutschen und israelischen Schüler einen vom Nürnberger Künstler **Thomas May** entworfenen „**hortus conclusus**“, also einen **hängenden Garten**, für die Sieff-and-Marks-School am Mount Herzl. Man kann den Kopf durch die Öffnung stecken und eine kurze Verschnaufpause in der herbeigeholten Wiesennatur genießen. Die deutsche Delegation bringt einen wachsenden Mini-Garten in ein tro-



Nürnberger Schülerinnen in Yad Vashem.

ckenes Land. Und dieser Garten gedeiht nur, wenn er gepflegt wird. Diese Symbolik war durchschlagend und die Bauaktion beim gemeinsamen Schweißen, Schrauben, Rasenauflegen und Aufhängen ein spannender Prozess.

Das hörbare Ergebnis ist ein dreisprachiges „Schalom“-Lied des Nürnberger Religionslehrers **Johannes Roth**, das die Botschaft unserer Reise in Töne umsetzte: „Schalom, möge Friede mit dir sein. Schalom, Hand in Hand, niemals allein. Schalom versöhnt zusammensteh'n. Schalom – bis wir uns wiedersehen.“

Im Oktober 2014 erwarten wir unsere Austauschpartner in Nürnberg – der Stadt der Reichsparteitage und der Menschenrechte – und hoffen ihnen ihre überwältigende Gastfreundschaft und Offenheit vergelten zu dürfen.

Martina Switalski

Das Beste, was ich je erlebte



Ich weiß gar nicht mit was ich anfangen soll, denn wenn ich über die Zeit in Israel nachdenke, kommt ein Glücksgefühl in mir auf, das man nicht in Worte fassen kann. Für mich als deutsche Jüdin

ist es etwas ganz Besonderes, dort zu sein. Denn einfach von seiner eigenen Religion umgeben zu sein und zu sehen, wie Juden ihren Alltag vollkommen gläubig leben können und es auch machen, lässt mich glücklich werden. Besonders am Schabbat, als nicht nur orthodoxe Juden, sondern auch viele liberale Familien zusammen gekommen sind und den Kiddusch gemeinsam abgehalten haben.

Aber abgesehen von meiner Religion und den netten Leuten war natürlich auch das Wetter ausschlaggebend für die unvergessliche Zeit. Ich erinnere mich am liebsten an den Moment zurück, als unsere Schülergruppe am Flughafen in Tel Aviv ankam und wir aus dem Gebäude raus gegangen sind und das erste Mal in der nahöstlichen Sonne standen. In dem Moment wusste ich: das werden perfekte zehn Tage.

Als wir am ersten Abend in der Gastschule ankamen, wurden wir überfreundlich von unseren Austauschpartnern begrüßt und mit einem riesigen Tisch mit israelischem Essen überrascht. Und am nächsten Tag sind wir ans Tote Meer gefahren und haben die Festung Massada bestiegen. Oben angekommen hat man eigentlich nichts als Steine gesehen, aber dieses Nichts, das uns weit und breit umfasste, war unfassbar. Man hatte das Gefühl vollkommener innerer Ausgeglichenheit und dass die Probleme und Sorgen von dem leichten Wüstenwind einfach weggetragen werden. Dieses Gefühl werde ich nie vergessen und mich immer wieder daran zurückerinnern. Genauso wie ich mich immer an den ersten Moment im Toten Meer zurückerinnern werde, als man sich einfach zurückfallen ließ und vom Wasser getragen wurde – völlig schwerelos. Das war mit das Beste, was ich in meinem Leben je erleben durfte.

Hannah Feldmann

Land der Kontraste



Im Ein Gedi Nationalpark wurden mir diese Kontraste besonders eindrucksvoll vor Augen geführt. Durch seine Hanglage bietet der Nationalpark von seinem höchsten Punkt aus einen beeindruckenden Blick auf das

Tote Meer. Durch die Süßwasserquelle Nahal Davids, die als Bächlein ins Tote Meer mündet, entsteht ein beeindruckendes, aber zugleich auch absurdes Bild. Mitten in der Wüste, einer äußerst lebenswidrigen Region, spendet nun das Wasser eines kleinen Baches mehr Leben als das gesamte Wasser eines Meeres. Es entsteht der Eindruck, dass das Meer ein Teil dieser ewigen toten Region ist. Und diese Absurdität findet man in ganz Israel wieder.

Überall begegneten uns Gegensätze, die dieses Land im Hinblick auf Gesellschaft, Kultur und Religion zu bieten hat. Das Land, dessen Gesellschaft stark durch den Austausch mit verschiedenen Kulturen geprägt ist, verändert sich ständig und bringt neue Absurditäten hervor. Durch diesen regen Kulturaustausch entsteht jedoch auch eine Vielfalt, die weltweit einzigartig ist und von der junge Menschen in ihrer Entwicklung stark beeinflusst werden. Diese Eindrücke haben mir bei unserer Reise sehr imponiert und mir neue Denkanstöße in vielen Bereichen gegeben.

Wilhelm Bühner

Witze über den Holocaust?



Einmal bin ich mit meiner Austauschpartnerin Inbar zu ihr nach Hause gelaufen, wobei wir uns natürlich unterhalten haben. Ich weiß nicht mehr wieso, aber irgendwann ging es um den Holocaust. Und

dann meinte sie im Gespräch, dass die Israelis ja schon Witze über den Holocaust haben, ihnen aber an einem Infoabend, bevor wir kamen, verboten wurde, diese vor uns auch nur zu erwähnen – wir würden das zu ernst nehmen. Ich habe immer gedacht, dass dieses Thema besonders für die Nachkommen der Opfer schwer ist; ich dachte, man erwähnt es besser gar nicht und macht einen großen Bogen darum. Aber anscheinend sind es die Nachkommen der Täter, die die unfassbare Vergangenheit nicht oder nur schwer verarbeiten können und sich ihrer selber sehr schämen. Vielleicht, weil man sich selbst viel schlechter verzeihen kann als anderen. Die Situation war einprägend für mich, da ich das erste Mal wirklich gemerkt habe, dass wir auf zwei verschiedenen Seiten stehen und wir von den mehr zukunftsorientierten Israelis sehr viel lernen können.

Sophia Deininger

ConAct – „Gemeinsam Handeln“

Das Koordinierungszentrum Deutsch-Israelischer Jugendaustausch ist ein bundesweites Service- und Informationszentrum für die Jugendkontakte zwischen Deutschland und Israel. ConAct verwaltet die Fördermittel für den deutsch-israelischen Jugendaustausch und unterstützt Begegnungsprogramme zwischen Jugendlichen und die Weiterbildung von Fachkräften. Die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen beraten zu Fragen der inhaltlichen und organisatorischen Planung von Begegnungen, vermitteln Kontakte zwischen Projektpartnern in beiden Ländern und führen Info-Veranstaltungen und Fachtagungen durch. Jedes Jahr werden über 300 Projekte der außerschulischen Bildungsarbeit finanziell und pädagogisch unterstützt. Seit 2010 ist ConAct zudem auf deutscher Seite Träger des neuen deutsch-israelischen Freiwilligenprogramms „Kom-Mit-Nadev“ für junge Israelis in Deutschland.

Jugendliche und junge Erwachsene können sich an ConAct wenden, wenn sie Beratung zu Aufhalten in Israel benötigen oder Unterstützung bei der Vernetzung mit deutschen und israelischen Organisationen suchen. Auf der Website finden sie Ausschreibungen von deutsch-israelischen Jugendbegegnungen, Informationen zu Freiwilligendiensten, Praktika, Studienaufhalten oder Sprachkursen in Israel, Länderinfos sowie viele weiterführende Tipps, Bücher-, Link- und Adresslisten.

Zum 50-jährigen Jubiläum der diplomatischen Beziehungen zwischen Deutschland und Israel im Jahr 2015 beabsichtigt ConAct,

die bestehenden Kontakte zwischen Jugendverbänden und Bildungseinrichtungen in beiden Ländern weiter zu intensivieren und neue Ideen im deutsch-israelischen Jugendaustausch anzuregen. Deutsche und israelische Aktive aus Jugendarbeit, Gesellschaft, Kultur und Politik sind eingeladen, in zahlreichen Projekten an dieser Aufgabe mitzuwirken.

Auf Initiative des ehemaligen Bundespräsidenten Johannes Rau im Jahr 2001 ins Leben gerufen, arbeitet ConAct im Auftrag des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend und mit Unterstützung der Länder Sachsen-Anhalt und Mecklenburg-Vorpommern in der Trägerschaft der Evangelischen Akademie in der Lutherstadt Wittenberg. Partner auf israelischer Seite ist die „Israel Youth Exchange Authority“.



ConAct – Koordinierungszentrum Deutsch-Israelischer Jugendaustausch
Altes Rathaus – Markt 26
06886 Lutherstadt Wittenberg
Tel.: 0 34 91 – 42 02 60
Fax: 0 34 91 – 42 02 70
E-Mail: info@conact-org.de
Internet: www.conact-org.de

Die Geschichte eines grünen Israels

Neue Wanderausstellung sucht Auftrittsmöglichkeiten

„Die Geschichte eines grünen Israels“ ist eine moderne Wanderausstellung und erzählt die 112-jährige Geschichte des Jüdischen Nationalfonds Keren Kayemeth Le Israel (JNF-KKL) sowie seine Bedeutung für Israel. In Bildern und Texten wird auf 11 großen Tafeln (2 x 2 Meter) Beginn, Entwicklung und Wirken der traditionsreichen Umweltorganisation erklärt.

Die Chronik beginnt mit der Gründung des Fonds zwecks Bodenkaufs in Palästina, greift die Staatsgründung Israels auf und informiert schließlich über die aktuellen Projekte aus den Bereichen Wasser, Aufforstung und Landentwicklung. Die Ausstellung zeigt den hohen Stellenwert, den der JNF-KKL über die Jahrzehnte für Israel hatte und immer noch hat. Sie führt gleichzeitig vor Augen, dass jede kleine Spende einen großen Beitrag leisten kann und dass ein Engagement über den Jüdischen Nationalfonds eine ideale Möglichkeit bietet, seine Verbundenheit mit dem Land und seinen Menschen in Form einer konkreten Tat auszudrücken. Über die aktuellen ökologischen Themen, wie z. B. die Zurückdrängung der Wüste, die Begrünung und die Sicherung der Wasserressourcen, leistet die Wanderausstellung einen tiefgründigen Brückenschlag zwischen Israel und Deutschland.

Ihre „Generalprobe“ bestand die neue Ausstellung während des 3. Deutschen Israelkongresses am 10. November 2013 in Berlin. Zum ersten großen Auftritt kam sie innerhalb des feierlichen Entzündens der zweiten Chanukka-Kerze am 28. November 2013 im NRW-Landtag in Düsseldorf. **Landtagspräsidentin Carina Gödecke** eröffnete die Ausstellung vor zahlreichen Gästen: „Es werden historische Umweltprojekte und Meilensteine der Arbeit vorgestellt, die die enge Verbundenheit mit der Geschichte des Staates Israel zeigt“.

Jaffa Flohr, Vizepräsidentin des JNF Deutschland, bedankte sich bei den Archiven des KKL-Jerusalem und den Vertretungen in Wien, Paris und Rom. Durch sie sind zahlreiche bisher nicht öffentlich bekannte Fotos neu entdeckt worden. Gemeinsam konnte so eine eindrucksvolle Bandbreite an Bildern, Berichten und Dokumenten zusammengetragen werden. Flohr schloss ihr Grußwort mit den Worten: „Unser Licht in der Dunkelheit ist der Triumph der Verwandlung einer Einöde in eine blühende Landschaft. Und dies ist Israel heute – dank des JNF-KKL“.

Wohin geht die Wanderschaft?

Im nächsten Jahr, 2015, wird in vielen Städten an das Jubiläum „50 Jahre diplomatische Beziehungen zwischen Deutschland und Israel“ erinnert werden. Wie schön wäre es, wenn die Ausstellung bis dahin durch ganz Deutschland gewandert wäre. Ein breites und interessiertes Publikum kann in gesellschaftlichen, kulturellen, wissenschaftlichen und religiösen Einrichtungen angesprochen werden, z.B. in Museen, Kirchen, christlich-jüdische Gesellschaften und Institutionen der deutsch-israelischen Beziehungen.

Auf der Internet-Seite wird die Wanderausstellung vorgestellt. www.jnf-kkl.de/filme. Im KKL-Hauptbüro in Düsseldorf kann auch eine Broschüre angefordert werden.



V.l.n.r. Leiter des JNF-Hauptbüros Düsseldorf Paul Jurecky, JNF-Vizepräsidentin Jaffa Flohr, NRW-Landtagspräsidentin Carina Gödecke und KKL-Hauptdelegierter für Deutschland Dr. Schaul Chorev.



Wo in Israel der Honig fließt

Es ist Sonntagmorgen, der Kaffee ist durchgelaufen, das 4-Minuten-Ei fertig. Jetzt fehlt nur noch ein frisches Brötchen, schön dick bestrichen mit süßem Honig. Das ist aber nur eine Variante, Honig zu verwenden. Das seit Jahrtausenden genutzte natürliche Süßungsmittel findet immer mehr Einzug in die internationale Küche. Ob in Desserts, Kuchen, Tees, Müslis, Saucen oder auf gegrilltem Fleisch: Die spezielle Süße des Honigs verleiht vielen Gerichten einen besonders reichen Geschmack.

Das seit 2006 auftretende Bienensterben reduziert jedoch die Honigproduktion weltweit und bereitet nicht nur den Bienenzüchtern große Sorgen. Albert Einstein sagte: „Wenn die Bienen verschwinden, hat der Mensch nur noch vier Jahre zu leben.“ Bienen produzieren nicht nur Honig und Wachs, ihre Hauptaufgabe für uns Menschen ist die Bestäubung ca. 80 % aller Pflanzen und ca. 30 % aller Futterpflanzen.

Ohne Bienen gibt es keine Lebensmittelsicherheit mehr. Allein in den USA kollabierten im Winter 2009/2010 mehr als 36 % der Bienenvölker. Nach heutigen – noch immer vorläufigen – Erkenntnissen infizieren sich die Honigbienen an mit Varroamilben und anderen Krankheitserregern kontaminierten Blütenpollen. Aber auch Monokultur und Pestizide schließen Forscher nicht aus.

Zur Ursachensuche des Bienensterbens kommt in regenarmen Ländern wie Israel hinzu, dass die Bienen den Nektar und die Pollen nur im Frühjahr sammeln können, wenn direkt nach der Regenzeit die meisten Blumen, Bäume und Sträucher blühen. Danach haben sie nichts mehr zu tun und müssen zudem mit Zuckerlösungen gefüttert werden.

David Brand, Leiter der JNF-KKL-Forstabteilung, suchte in Zusammenarbeit mit dem Verband Israelischer Honigproduzenten nach einer Lösung – und fand sie in der Anpflanzung bestimmter Arten von australischen Eukalyptusbäumen mit mehrfacher Blütezeit im Jahr. Brand experimentierte zwei Jahre lang mit Samen und Setzlingen in verschiedenen Gegenden Israels. „Wir muss-



Imker in Israel bei der Honigernte.

Fotos: KKL

ten zunächst herausfinden, welche Spezies sich unserem Klima anpasst. Und dann testen, ob die Honigbienen überhaupt Interesse an den wunderschönen Blüten zeigen“, so Brand.

In beiden Fällen waren die Forscher letztendlich erfolgreich. Seit einigen Jahren beliefert der JNF-KKL die israelischen Bienenzüchter mit jährlich 100.000 Setzlingen, die in den eigenen Baumschulen herangezogen werden. Zu den Baumarten gehören neben dem „eingewanderten“ *Eucalyptus camaldulensis* auch einheimische, Nektar produzierende Arten, hauptsächlich Johannisbrotbäume und Jujube (Christusdorn). „Einige Eukalyptusarten sind sogar trockenresistent und können in semiariden Gegen-

den angepflanzt werden“, ergänzt David Brand.

Somit sind die Honigbienen nun auch nach dem Frühjahr – diese Bäume blühen je nach Art von April bis September – mit Nahrung versorgt und mit dem Sammeln von Nektar beschäftigt. Die Züchter freuen sich, denn sie können die Bienenvölker einfach direkt bei den Schatten spendenden Bäumen abstellen, müssen sie nicht hin und her transportieren.

Vielleicht genießen Sie Ihr nächstes Sonntagsbrötchen einmal mit Waldhonig. Er ist kräftiger, aromatischer im Geschmack, reich an Mineralstoffen und farblich um einiges dunkler als zum Beispiel Blütenhonig.

Keren Muhs

Grüne Generation Zukunft

Umweltschutz, Klimawandel, Nachhaltigkeit – diese Begriffe sind inzwischen in aller Munde. Die Brisanz dieser Themen ist unumstritten und Bedarf an **innovativen Lösungen** besteht mehr als je zuvor. Deshalb hat sich das „JNF-KKL **Young Environmental Leadership Program**“ das Ziel gesetzt, junge Deutsche und Israelis zu diesen Themen zusammen zu bringen.

greenXchange – hier ist der Name Programm. Es geht um den Austausch von Ideen, Erfahrungen und **Know-how**. In jährlichen Vor-Ort-Seminaren erhalten hoch qualifizierte und engagierte **Young Professionals** die Möglichkeit, in Israel und Deutschland Einblicke in unterschiedliche **ökologische Herausforderungen, grüne Technologien, Strategien des Umweltschutzes** und wichtige JNF-KKL-Projekte zu erhalten. Im vergangenen Jahr trafen sich 22 Teilnehmer in Israel. Ihre Hintergründe reichen von ökologischer Landwirtschaft über Umweltrecht bis Politikwissenschaften.

Das Programm des **Seminars** gestaltete sich entsprechend vielseitig. Gleich zu Beginn

tauschten wir in Tel Avivs aufstrebendem Vorort **Bat Yam** erste Eindrücke zu nachhaltiger Stadtentwicklung mit dem Umweltministerium und dem Büro für Stadtplanung aus.

Der folgende Tag stand ganz im Zeichen des Wassers. In **Michmoret** erhielten die **greenXchanger** Einblicke in israelische Meeresbiologie. An der Wasserkläranlage in **Yad Hana** und dem nicht weit entfernten Wasserreservoir wurden Themen wie Wasseraufbereitung und -speicherung sowie grenzüberschreitende Wasserbereitstellung diskutiert.

Dass „Umweltprobleme keine Grenzen kennen und eine Chance bieten, Brücken zwischen Menschen zu bauen, die sich gemeinsam diesen Herausforderungen annehmen“, das findet auch **Ayala Noymeir** aus **Zipori**. Sie hieß unsere Gruppe auf der Olivenfarm ihrer Familie willkommen. In dem aus Strohballen und Lehm gebauten Haus verarbeitet sie **Bio-Oliven** zu erstklassigem Öl.

Weitere landwirtschaftliche Themen wurden im Forschungszentrum für angewandte



KKL-Förster beim Sammeln von Baumsamen.

Landwirtschaft und im **Bio-Kibbutz Sde Eliyahu** besprochen. **Mario Levy**, Gründer der Israel Bio-Organic Agriculture Association (IBOAA) lebt in diesem Kibbutz und gilt als Pionier der biologischen Landwirtschaft in Israel. „Das **Geheimnis** liegt in der Betrachtung der Natur als Ganzes“, so der 89-jährige. „Ein Eingriff in den natürlichen Zyklus der Natur kann manchmal verheerende Folgen haben.“

Das lehrt auch die Geschichte im Hula-Tal, das in den 1950er-Jahren zur landwirtschaftlichen Nutzung trocken gelegt wurde. Es folgten weitreichende ökologische Probleme. **Die Balance** des Ökosystems konnte aber, dank früher Einsicht und entsprechend beherztem Handeln, wieder hergestellt werden. Heute ist das Tal beliebtes Ausflugsziel für Naturbegeisterte und **Vogelbeobachter**.

„Wir alle lesen im Laufe unsere Ausbildung unendlich viele wissenschaftliche Texte und Bücher, aber dieses Seminar gab uns einen direkten Einblick in **Umweltprojekte**“, resümiert **Sandra**, eine der deutschen Teilnehmerinnen, das Seminar.

Die letzten Tage des Seminars wurden ganz der Projektentwicklung gewidmet. Im JNF-KKL-Hauptsitz in **Jerusalem** stellten die Projektgruppen ihre Ideen in den Bereichen **Waldholungsgebiete, erneuerbare Energien und Bildung für nachhaltige Entwicklung** vor. Auf „out of the box“ und zukunftsorientiertes Denken wurde dabei besonders geachtet. „Genau das zeichnet greenXchange aus – die Motivation junger engagierter Leute, die herzliche Atmosphäre, der Austausch von Ideen und Wissen“, fasst **Judith**, **Projektkoordinatorin** beim KKL-Jerusalem, zum Abschluss des Seminars zusammen.

In 2013 hatte sich **greenXchange** bereits zum dritten Mal zur Entwicklung neuer **Nachhaltigkeitsstrategien** getroffen. In 2014 wird das Erfolgskonzept der „**Grünen Generation Zukunft**“ in Süddeutschland stattfinden.

Eva-Maria Waltner

Weitere Informationen zum Programm unter www.greenXchange.de oder [facebook/greenXchange](https://www.facebook.com/greenXchange).



Die Fotos zeigen die greenXchanger mit **Mario Levy** und in **Zippori**.
Fotos: KKL



Sechs Fragen an **Juliane Niklas**, Referentin beim **Bayerischen Jugendring**



Benno Reicher: *Frau Niklas, was ist der Bayerische Jugendring?*

Juliane Niklas: Der **Bayerische Jugendring BJR** ist zunächst einmal wie auch andere Jugendringe der Zusammenschluss der Jugendarbeit und somit Interessensvertretung der Jugendlichen. Mitglieder sind

ein Großteil der in Bayern aktiven **Jugendverbände**. Dann gibt es entsprechend den Gebietskörperschaften noch lokale Untergliederungen in Form der Bezirks-, Kreis- und Stadtjugendringe. Gleichzeitig nimmt der BJR aber auch, und das unterscheidet ihn von anderen Jugendringen, Aufgaben des Landesjugendamtes wahr. Also jetzt nicht Vormundschaftsfragen, sondern vor allem **Beratung, Fortbildung und Förderung**. Die Förderung von internationalen Begegnungen ist beispielsweise ein Teil der übertragenen Staatsaufgaben.

BR: *Was macht der Bayerische Jugendring im Bereich der internationalen Jugendarbeit und welche Beziehungen gibt es mit Israel?*

JN: Eine kurze Antwort wäre: Der BJR macht viel im Bereich der Internationalen Jugendarbeit und es gibt sehr gute Beziehungen nach Israel. Aber das sollte ich wohl noch etwas ausführen. Bereits 1952 wurden dem BJR die Aufgabenfelder, die in Zusammenhang mit dem internationalen Schüleraustausch stehen, vom Bayerischen Staatsministerium für Unterricht und Kultus übertragen. Dazu gehören die **Unterstützung** der Schulen beim Auf- und Ausbau von **Schulpartnerschaften** sowie deren finanzielle Förderung, die Beratung von Schülerinnen und Schülern und deren Eltern sowie von Lehrkräften und Schulleitungen. Damals pflegte der BJR allerdings noch keine Kontakte nach Israel, die gibt es aber immerhin seit 1957.

Im außerschulischen Austausch gilt, dass die Internationale Jugendarbeit in Deutschland eine gesetzlich verankerte Pflichtaufgabe der Kinder- und Jugendhilfe ist. Der Kinder- und Jugendplan des Bundes (KJP) ist der entsprechende Fördertopf, den die Bundesregierung für Jugendarbeit zur Ver-

fügung stellt – und stellen muss. Im Austausch mit Israel fungiert der BJR als **bayerische Zentralstelle** für das bundesweite Koordinierungszentrum Deutsch-Israelischer Jugendaustausch ConAct. ConAct wiederum vergibt die KJP-Mittel für den Austausch mit Israel.

Und dieser Austausch hat natürlich auch besondere fachliche Motive. Israel ist ein **besonderes Land**. Und natürlich beeinflusst die Schoa bis heute das Verhältnis zwischen Deutschland und Israel. Jede Beschäftigung mit Fragen des Verhältnisses zwischen beiden Ländern, jeder Austausch kann und soll auch vor diesem Hintergrund gesehen werden. Die Geschichte veranlasst uns zu verantwortlichem Handeln gegen Rassismus, Diskriminierung, Antisemitismus und dem Einsatz für Freiheit, Demokratie und Menschenrechte. Dies sind Prinzipien, die Deutschland und Israel verbinden. Und dies sind auch Prinzipien, für die Schüleraustausch und Jugendbegegnungen jungen Menschen ein Lernfeld bieten.

Der BJR selbst führt aber keine Jugendbegegnungen durch. Unsere Aufgabe besteht in der **Beratung und Qualifizierung** von

Fach- und Lehrkräften – also von Multiplikator/-innen und Teamer/-innen von Jugendbegegnungen. Ich erkläre das noch mal so deutlich, weil „Fachkräfte der Internationalen Jugendarbeit“ eben der Terminus ist, mit dem sich aber gar nicht immer alle angesprochen fühlen. Es gibt junge Menschen, die selbst jahrelang am Austausch teilgenommen haben, dann über ihren Verband die Ausbildung zum/zur Jugendleiter/-in machen und irgendwann die Organisation und Durchführung der Begegnungen übernehmen. Das sind meistens **Ehrenamtliche**, die sich selbst gar nicht unbedingt als „Fachkraft“ verstehen. Für uns und im Sinne der Richtlinien sind sie es aber. Und wollen Sie auch noch Zahlen wissen? In unserem bayerisch-israelischen Bereich begegnen sich pro Jahr etwa 1000 junge Menschen aus beiden Ländern.

BR: *Bedeutet das, dass der BJR touristische Aktivitäten, Rundreisen in Israel fördert?*

JN: Eben nicht. Es geht immer um die Begegnung von Jugend- beziehungsweise Schülergruppen und um ein **gemeinsames** Programm, das **gemeinsam** abgesprochen wurde. Touristische Reisen sind von dieser Förderung ausgeschlossen. Dabei stehen **gemeinsame** Aktivitäten im Mittelpunkt und die **gemeinsame** Beschäftigung mit einem Thema. Ein ausgewogenes Programm beinhaltet natürlich auch den einen oder anderen **Ausflug** – allerdings gemeinsam mit den Partnern. Im schulischen Austausch sind es oft die **Lehrkräfte** für Politik oder Geschichte, die für den Israelaustausch verantwortlich sind. Da steht dann natürlich auch **historisches Lernen** im Vordergrund. Oder auch Religionslehrer/-innen, hier geht es dann meist um das **Judentum**.

Das muss aber nicht so sein und ist auch nicht immer so. Auch der Musiklehrer oder die Mathelehrerin kann einen Austausch begleiten – schließlich geht es ja beispielsweise auch um das **Kennenlernen** eines anderen Schulsystems, um **interkulturelles Lernen** und noch viel mehr. Im außerschulischen Austausch merkt man vielleicht noch deutlicher, dass es vieles gibt, was uns verbindet. Viele Projekte finden beispielsweise im musischen oder **kulturellen Bereich** statt: **Tanzgruppen, Chöre**. Das kann eine Begegnung erleichtern, weil alle das gleiche Hobby eint. Was ich damit sagen will: Auch wenn reine touristische Reisen von der Förderung ausgeschlossen sind, geht es uns nicht darum, dass die Jugendlichen in der Begegnung von früh bis spät Geschichte pauken. Gemeinsam Spaß haben, gemeinsame Ausflüge, gemeinsam chillen sind ebenso **legitime Anliegen** in der Begegnung. Und: Lernen findet in der Begegnung eigentlich immer statt, auch wenn es nicht im Programm steht. Worauf wir dennoch Wert legen ist, dass den Jugendlichen Zeit und Raum gelassen wird für die **gemeinsame Erinnerung** an die Schoa, das Gedenken an die Opfer des Nationalsozialismus und dass die Auseinandersetzung mit der Schoa auch behutsam in das gemeinsame Programm integriert wird. Das muss, wie gesagt, nicht der Schwerpunkt sein, aber ohne geht's auch nicht. Wir erfahren von Jugendlichen, dass die Beschäftigung mit der Schoa durchaus ein Thema für sie ist.

Ein zwar nicht neues, aber immer noch aktuelles Problem lautet: Wie können israeli-

sche und deutsche Jugendliche das Gedenken an die Schoa in ihre Begegnungen einbeziehen, ohne dabei unter der Last der Geschichte zu zerbrechen?

BR: *Wie unterstützt der BJR Schulen und Gruppen?*

JN: Der BJR ist fördernd und beratend tätig, er bietet verschiedene Veranstaltungen an und erstellt auch Arbeitshilfen und Materialien. Eine Empfehlung zum Thema Gedenken ist das **Handbuch** „Gemeinsam erinnern – Brücken bauen“, das der BJR in enger Zusammenarbeit mit ConAct und der Stadtverwaltung Jerusalem herausgegeben hat. Es enthält Texte, Tipps, Materialien, Einsichten und Erfahrungen für eine Gedenkfeier im Rahmen einer deutsch-israelischen Jugendbegegnung. Gerade ist übrigens die zweite erweiterte Auflage erschienen. Es ist komplett **zweisprachig**, so dass Jugendliche anhand der Beispiele und Materialien auch selbst eine gemeinsame Gedenkfeier vorbereiten können. Die Neuauflage wird dann in Kürze über www.bjr.de/publikationen/arbeitshilfen zu beziehen sein.

Was die Veranstaltungen für Fach- und Lehrkräfte angeht, so ist dabei sicher das jährliche bayerisch-israelische **Partnerseminar** am wichtigsten, das der BJR seit rund 30 Jahren und seit knapp 20 Jahren in Kooperation mit unserem israelischen Partner, der internationalen Abteilung der Stadtverwaltung Jerusalem, durchführt. Eine Woche lang treffen sich die bayerischen und israelischen Partner zu einem gemeinsamen Seminar, das abwechselnd in Bayern und Israel stattfindet. Das Seminar dient einerseits der Qualifizierung des Austauschs, andererseits aber auch den **Absprachen** mit den Partnern, um beispielsweise die kommenden Projekte zu planen.

Darüber hinaus bezuschusst der BJR den bayerisch-israelischen Schüleraustausch. Die Schulen können direkt bei uns ihren Antrag stellen. Im außerschulischen Bereich ist der BJR bayerische Zentralstelle für ConAct. Träger können nicht direkt bei ConAct beantragen, sondern bekommen ihren Zuschuss über den BJR.

BR: *Wie soll man vorgehen, wenn man als Schule oder Jugendgruppe eine Austauschbegegnung mit Israel planen will?*

JN: Die ehrliche Antwort lautet jetzt leider nicht „alles ganz einfach, alles gar kein Problem“. Aber: Jeder Austausch bietet so viele neue Erfahrungen und Freundschaften, dass er für alle Beteiligten ein **Gewinn** ist und sich immer lohnt. Auf jeden Fall rechtzeitig anfangen und nicht aufgeben. Eine **gute Beziehung** zur Partnerorganisation ist so wie eine **gute Freundschaft**, die nicht vom Himmel fällt und auch gepflegt werden will.

Organisationen wie der Bayerische Jugendring und ConAct sind genau zur Unterstützung von Partnerschaften und Begegnungen da. Der BJR bietet eine **Arbeitshilfe** für den Israelaustausch an, die unter http://www.bjr.de/fileadmin/user_upload/Internationale_Jugendarbeit/Mittelosteuropa_Israel/2013-04-13_Kleine_Arbeitshilfe_Israel.pdf verfügbar ist. Und natürlich kann man uns auch anrufen und mailen. Aber zurück zur eigentlichen Frage: Man braucht als erstes eine Partnerorganisation oder -schule. Hier bietet der BJR Unterstützung bei der Suche

an. Man sollte sich rechtzeitig mit den Förderlinien vertraut machen, kann sich hier bei Fragen aber gern an uns wenden.

Und man braucht einen Kosten- und Finanzierungsplan, **eine Idee**, ein Thema und einen groben Programmplan. Wenn das steht, ergibt sich auch alles Weitere. Am besten teilt man sich die Arbeit in einem Team auf und verteilt sie so auf mehrere Schultern. Vielleicht noch ein Satz zur Antragstellung; davor fürchten sich ja viele am meisten. Dass Austausch stattfindet, ist politisch gewollt und das merkt man auch den Förderanträgen an. Es sind jedenfalls die **benutzerfreundlichsten** Anträge, die ich kenne. Angenommen muss man dort nämlich vor allem, was man sich sowieso in der Planung überlegt: **Was mache ich wann wo mit wem, wie und warum.**

BR: *Welche Pläne, neue Projekte, neue Fördermöglichkeiten gibt es?*

JN: Im Moment beschäftigt uns vor allem unser **neues Förderprogramm**. Eine Förderung ist ja nie kostendeckend, sondern immer nur ein Zuschuss. Ab Sommer werden wir jedoch ein zusätzliches Förderprogramm anbieten können, um die bisherigen Förderprogramme über ConAct und das Kinder- und Jugendprogramm der Bayerischen Staatsregierung zu erweitern und **zusätzliche Möglichkeiten** der Begegnungen von jungen Menschen aus Israel und Bayern zu schaffen. Das Programm haben der BJR, die Bayerische Landeszentrale für politische Bildungsarbeit und das Bayerische Staatsministerium für Bildung und Kultus, Wissenschaft und Kunst in enger Abstimmung entwickelt.



Bayerischer Jugendring
Herzog-Heinrich-Straße 7
80336 München
Tel. 089 51458-0
Fax 089 51458-88
info@bjr.de
www.bjr.de

Jugendaustausch
Barbara Fleckenstein
fleckenstein.barbara@bjr.de
Tel. 089 51458-51

Schüleraustausch
Doris Weiß
weiss.doris@bjr.de
Tel. 089 51458-26

Inhaltliche Austauschberatung
Juliane Niklas
niklas.juliane@bjr.de
Tel. 089 51458-55

Masal Tow Doktor Schuster

Groß und öffentlich feiern wollte er seinen **60. Geburtstag** eigentlich nicht. Mit der Familie, mit Ehefrau Jutta und den Kindern, ja, mit ein paar Freunden. Der Präsident des Landesverbandes der Israelitischen Kultusgemeinden in Bayern und Vizepräsident des Zentralrates hat sich für alle entsprechenden Anfragen **höflich bedankt**, aber sie ebenso höflich abgelehnt.

Seine Israelitische Gemeinde Würzburg, die er seit 16 Jahren leitet, ließ es sich dennoch nicht nehmen, ihren Vorsitzenden am 30. März im Gemeindezentrum **SHALOM EUROPA** zu feiern. **Marat Gerchikov**, stellvertretender Vorsitzender, würdigte in seiner Begrüßung das gute Miteinander, das allgemeine Klima in der Gemeinde, in der Probleme friedlich gelöst würden. Und sein Vorstandskollege **Oded Baumann** ergänzte: „Die Familie Schuster hat schon immer ganz nachhaltig für diese Gemeinde gewirkt; auch schon sein Vater **David Schuster**.“

Josef Schuster ist ein Kind dieser Gemeinde. Sein Vater stammte aus **Bad Brückenau**. Er konnte noch 1939 nach Palästina auswandern. Private Gründe machten in den 1950er-Jahren seine Rückkehr nach Deutschland notwendig. „Er ging also mit seinen Eltern nach Deutschland zurück“, erzählt Josef Schuster in einem ausführlichen Interview im **BR-alpha-Forum**, das noch in der Mediathek des Senders zu sehen ist. „Ich war damals zwei Jahre alt. Mein Vater hat mit seiner Rückkehr nur **positive Erfahrungen** gemacht. Er war ein Mensch, der sehr offen auf andere Menschen zugehen konnte.“

Vater Schuster hat dann die Nachkriegsgemeinde aufgebaut, „aber er war keineswegs absolut sicher“, erzählt der Sohn im BR-Interview, „dass es gelingen könnte, auf Dauer wieder ein jüdisches Leben in Würzburg zu errichten. Die Gemeinde wurde ja immer kleiner und hatte Ende der 80er-Jahre nur mehr knapp 200 Mitglieder“.

Mit der Zuwanderung aus den Staaten der ehemaligen Sowjetunion veränderte sich aber auch die Würzburger Gemeinde. Josef Schuster hatte mittlerweile sein **Medizinstudium** abgeschlossen, er hatte sich als **Internist** mit eigener Praxis an der Juliuspromenade in seiner Heimatstadt niedergelassen und war in

die Fußstapfen seines Vaters als Gemeindevorstand getreten. Wie schon der Vater, war nun auch der Sohn in einer neuen Aufbauphase. Für die vielen neuen Mitglieder waren die alten Räumlichkeiten zu klein geworden. Am 23. Oktober 2006 konnte die Gemeinde **SHALOM EUROPA** einweihen, ein neues und imposantes Gemeindezentrum mit allen für eine moderne Synagogengemeinde notwendigen Einrichtungen. „Die Gemeinde wächst nicht nur“, sagte Schuster zur Eröffnung, „sie beginnt wieder zu blühen“. Die Realisierung von **SHALOM EUROPA** gehört sicher zu seinen wichtigsten Projekten. Seit 2002 Präsident des Landesverbandes, seit 2010 Vizepräsident des Zentralrats ist er mittlerweile in Bayern und bundesweit ein **gefragter Ratgeber** und, wie auch in der jüngsten Beschneidungsdebatte als Arzt, ein **kompetenter Vertreter** jüdischer Interessen. Die bayerischen **Verbandsgemeinden** schätzen seine **Integrität** und seine **Zuverlässigkeit**.

Trotzdem ist er bodenständig geblieben und so genossen die Würzburger im **SHALOM EUROPA** die Geburtstagsfeier mit ihrem Vorsitzenden. *Benno Reicher*

Lieber Dr. Schuster, herzlichen Glückwunsch zum Geburtstag, alles Beste und weiterhin eine „gute Hand“ bei allen Ihren Aufgaben in unserem Büro. **MASAL TOW AD MEA WEESRIM SCHANA** Ihre Landesverbandsmitarbeiter *Ursula Behrends, David Kurz, Karin Offman, Doreen Scharr, Ingrid Scharr, Lyubov Symonenko*.

Lieber Jossi, Du bist wirklich ein herausragender jüdischer Repräsentant, auf den wir alle sehr stolz sind. Du verkörperst dabei die allerbesten Seiten unseres Judentums: Ein tiefes Wissen, jüdische Seele und Gefühl, Erfahrung und Engagement – und einen außergewöhnlich scharfen analytischen Verstand, wie er auch in der Politik keineswegs ein Nachteil ist. Tatsächlich ist es so, wie ich es Dir schon öfter sagte: Du bist viel klüger als ich selbst – was freilich noch kein Maßstab sein muss. Auf jeden Fall ist es eine Freude

und ein Glück für mich, mit Dir zusammen arbeiten zu können: Mit einem Kollegen, der mir zum Freund wurde, dessen Urteilskraft, Verlässlichkeit und persönliche Loyalität ich ganz besonders schätze. Von ganzem Herzen daher: **Masal-Tov und alles Glück der Welt!**

*Dein Dieter Graumann,
Präsident des Zentralrats*

Wer so vielfältig und facettenreich engagiert ist wie Herr Dr. Josef Schuster, Vizepräsident des Zentralrats der Juden in Deutschland, Präsident des Landesverbandes der Israelitischen Kultusgemeinden in Bayern und Vorsitzender der Israelitischen Kultusgemeinde Würzburg, der darf sich zum 60. Geburtstag über besonders viele Glückwünsche freuen.

Das Präsidium des Landesverbandes der Israelitischen Kultusgemeinden in Bayern ist stolz, Dr. Josef Schuster an seiner Spitze zu haben und schließt sich den Gratulanten an mit einem herzlichen „**Masal Tow bis 120**“.

Sehr geehrter Herr Präsident, lieber Herr Dr. Schuster, herzlich gratuliere ich Ihnen zu Ihrem 60. Geburtstag.

Ich wünsche Ihnen ein glückliches und gesundes neues Lebensjahr, guten Erfolg bei allem, was Sie in die Hand nehmen, dazu viele positive Eindrücke und neue Erfahrungen. Danken möchte ich Ihnen für Ihr Engagement für unsere Gesellschaft: Als Präsident des Landesverbandes und als Vizepräsident des Zentralrats werben Sie für ein ehrliches Miteinander in unserem Land. Zugleich sind Sie ein beliebter Arzt, aber auch ein Bürger, den man in Würzburg schon im Alltag kennenlernt.

Ich hoffe sehr, dass dieses praktizierte Miteinander, für das Sie ein Beispiel geben, zu einer neuen Normalität des jüdischen Lebens in Deutschland führt. Das mag noch seine Zeit brauchen; aber wenn wir heute das Fundament bauen, bauen die Nächsten morgen vielleicht ein Haus – und zwar ein gemeinsames Haus.

Ministerpräsident Horst Seehofer MdL.



... auch die Würzburger Gemeinde gratuliert. Im Bild Rabbiner Jakov Ebert und Josef Schuster, die Vorstände Marat Gerchikov (re.) und Oded Baumann (li.).



Die Gruppe „Menora“ mit Leiterin Marina Zisman (re.).

Die Erschaffung der Welt

Illustrierte Handschriften aus der Braginsky-Collection

Die weltweit größte Privatsammlung hebräischer Handschriften ist bis Anfang August im Jüdischen Museum Berlin zu sehen. Die Ausstellung „Die Erschaffung der Welt. Illustrierte Handschriften aus der Braginsky-Collection“ umfasst seltene jüdische Schriften seit dem 13. Jahrhundert, darunter auch kunstvoll angefertigte Hochzeitsverträge, reich illustrierte Schriftrollen, illuminierte Handschriften und wertvolle Drucke. Der Leihgeber und Unternehmer René Braginsky sammelt seit mehr als 30 Jahren kulturhistorische Schätze der Buchkunst aus Europa, Asien, Afrika und dem Mittleren Osten. Auch seine spektakuläre Sammlung hebräischer Handschriften hat er in mehr als drei Jahrzehnten zusammengetragen. Die Sammlung zeichnet sich durch eine besondere Verbindung von Text und Kunst aus, da diese hebräischen Schriften mit einer oft sehr aufwändigen Buchmalerei verziert wurden. Ihr Schwerpunkt liegt auf illustrierten Handschriften, die im 18. Jahrhundert in Mittel- und Nordeuropa entstanden und einen Höhepunkt der jüdischen Handschriftenkunst darstellen. Alle bedeutenden jüdischen Schriftkünstler und Illumi-

natoren dieser Epoche sind mit exzellenten Arbeiten in der Sammlung von René Braginsky vertreten. Die Handschriften dieser Privatsammlung zeugen davon, welche Bedeutung es im Judentum hatte, die heiligen Texte und biblischen Kommentare schriftlich festzuhalten. Während der Verfolgungen über die Jahrhunderte hinweg nahmen hebräische Handschriften und Bücher häufig Schaden oder wurden gar vernichtet. Umso kostbarer ist die Sammlung mit ihren herausragenden Beispielen jüdischer Schriftkunst. Als größte Privatsammlung mit Objekten aus verschiedenen Gebieten der westlichen und östlichen Diaspora vermittelt sie auch einen umfassenden Eindruck von der Vielseitigkeit der jüdischen Buchgeschichte. Die Ausstellung bietet die Gelegenheit, einen wahren Schatz jüdischer Tradition zu entdecken. Mehr als 120 Objekte geben Einblick in den Reichtum und die Vielfalt jüdischer Buchgeschichte und demonstrieren die zentrale Stellung von Text und Schrift im Judentum. In drei Themenkomplexen werden reich illustrierte Bücher, Hochzeitsverträge (Ketubbot) und Estherrollen (Megil-

lot) kunstvoll präsentiert. Jeder Objektgattung ist ein Farbton zugeordnet, der die Besucher visuell durch die Ausstellung führt. Zu den kostbarsten und bedeutendsten Handschriften zählt eine Abschrift des von Moses Maimonides verfassten Gesetzbuch „Mischne Tora“. Sie entstand im Jahr 1355 in Deutschland. Bis heute gilt die Mischne Tora als die wichtigste systematische Zusammenfassung des Religionsgesetzes. Nach Stationen in Amsterdam, New York, Jerusalem und Zürich ist die Sammlung erstmals mit ihren neuesten Erwerbungen in Deutschland zu sehen. Das Jüdische Museum Berlin zeigt zum letzten Mal die Schätze aus der Sammlung Braginsky, bevor sie wieder in die Privatbibliothek des Sammlers zurückkehren. Während der gesamten Laufzeit wird zu ausgewählten Zeiten ein Tora-Schreiber im Balkonzimmer der Ausstellung arbeiten. Auch Kalligraphen zeigen ihre arabische, lateinische und chinesische Schriftkunst in einem eigens dafür eingerichteten Raum. **Jüdisches Museum Berlin, Lindenstr. 9–14, 10969 Berlin, www.jmberlin.de.**



Mischne-Tora (links) und Pessach-Haggada (rechts).

Beide Bilder: © Braginsky-Collection, Zürich; Fotos: Ardon Bar-Hama.

Schätze auf dem Dachboden

Zweiter Genisa-Workshop in Veitshöchheim

In Veitshöchheim, einem kleinen malerischen Ort bei Würzburg, kam 1986 ein Schatz ans Tageslicht. Bei der Restaurierung der örtlichen Synagoge wurden im Schutt alte Manuskripte, Drucke und Ritualgegenstände entdeckt: abertausende Schnipsel und Fetzen, auf denen oft nur ein einzelner Buchstabe zu erkennen war. In den Folgejahren wurden in Franken immer wieder solche Entdeckungen gemacht. Bei den Funden handelt es sich um Genisot – Ablagen für all das, was nach den religiösen Vorschriften des Judentums nicht weggeworfen werden darf. In Synagogen (auf Dachböden, in vermauerten Hohlräumen und unscheinbaren Schränken) lagerten – neben Schriften, die den Namen Gottes enthalten, oder Gegenständen, die im Kontext des jüdischen Gottesdienstes gebraucht werden, auch profane Materialien, von deren Aufbewahrung die Religion schweigt. Nicht alle Gemeinden verfügten über solche Depots, und dennoch waren sie im süddeutschen Raum keine Seltenheit. Ihr Inhalt ist in seiner Vielfältigkeit kaum zu überbieten. Neben Gebetsbüchern, Talmud- und Bibeldrucken, exegetischer Literatur, Rechtskompendien, Briefen und rabbinischen Gutachten findet man in den fränkischen Genisot auch Notizbücher, Notenhefte, Taschenkalender, Gebetsriemen sowie Überreste von Lulawsträuben und Torawimpeln. Oft lässt sich nur aufgrund von Fachwissen und Vorstellungskraft aus dem erhaltenen Fragment auf den verlorenen Rest schließen.

Nicht nur der Gehalt der Genisot, sondern die Genisot an sich werfen unzählige Fragen auf. Denn im Rückblick lässt es sich oft nicht eindeutig sagen, warum auch Profanes abgelegt wurde. Wir können nur vermuten, aus welchen Gründen Juden ihren Genisot auch weltliche Literatur, Einkaufszettel oder Alltagsgegenstände wie Kämmen und Schuhe anvertrauten. Auch wenn der Zufall dabei seine Hand im Spiel hatte, kann ihm nicht die gesamte Erklärungslast zugestanden werden. Um vor Fragezeichen nicht kapitulieren zu müssen, beschäftigt man sich systematisch mit den Genisa-Materialien.

Zu diesem Zweck wurde 1998 in Veitshöchheim eine Projektstelle eingerichtet. Neben dem Neubau, in dem die fränkischen Funde deponiert und Arbeitsplätze untergebracht sind, gehören zum Gebäudeensemble die Synagoge mit ihrer wieder hergestellten barocken Inneneinrichtung und das Jüdische Kulturmuseum, in dem manche der geborgenen Schätze präsentiert werden.

Die Leiterin des Museums und des Genisa-Projektes, Dr. Martina Edelmann, und ihre Mitarbeiterin, Elisabeth Singer, werden seit zwei Jahren bei der Bearbeitung der Funde von Jungakademikern aus ganz Deutschland unterstützt, die einmal im Jahr zu einem dreitägigen Arbeitstreffen in Veitshöchheim zusammenkommen. Im Oktober 2013 fand zum zweiten Mal ein solcher Workshop statt, an dem Forscher und Forscherinnen aus unterschiedlichen Disziplinen, darunter Judaistik, Geschichte sowie Literatur- und Musikwissenschaft teilnahmen. Die Arbeitstreffen werden von den Historikerinnen Rebekka Denz und Gabi Rudolf unter der

Schirmherrschaft der Vereinigung für Jüdische Studien und in Kooperation mit dem Lehrstuhl für fränkische Landesgeschichte an der Universität Würzburg organisiert. Finanzielle Unterstützung erfährt die Initiative von der Gesellschaft zur Erforschung der Geschichte der Juden, dem Jüdischen Kulturmuseum und Synagoge Veitshöchheim, den Freunden Mainfränkischer Kunst und Geschichte sowie der Simon-Höchheimer-Gesellschaft.

Die Organisatorinnen eröffneten den zweiten Workshop mit der Präsentation einer Publikation, in der die Ergebnisse des ersten Arbeitstreffens veröffentlicht wurden. Das vorgestellte Heft mit dem Titel „Genisa-Blätter“ enthält eine Edition der bearbeiteten Quellen und bietet Auskünfte zu ihrem jeweiligen Entstehungs- und Verwendungskontext. Sie sind auch online zugänglich auf www.v-j-s.org.

Dass die Wissenschaft eine „unsaubere Angelegenheit“ sein kann, wussten die Teilnehmer bereits. Denn die meisten von ihnen waren zum zweiten Mal dabei. Sie erzählten im Nachhinein, wie frustrierend die erste Konfrontation mit den Veitshöchheimer Materialien für sie war. Beschädigt, nur fragmentarisch erhalten, unlesbar, häufig mit einer dicken Schicht Staub und Schmutz bedeckt sind die fränkischen Genisa-Relikte auf den ersten Blick eine Zumutung. Auf den zweiten entwickeln sie jedoch einen Sog, dem man sich schwerlich entziehen kann. Sie wecken Zweifel an bisherigem Wissen, werfen neue Fragen auf und liefern Daten, mit denen man einige lang gesuchte Antworten formulieren kann. Das Faszinosum „Genisa“ ließ die Teilnehmer daher trotz der anfänglichen Frustration nicht los. Sie kehrten zurück und – wie sie sagen – sie werden wieder kommen, denn im Bereich der Erforschung des Landjudentums gebe es viele offene Fragen.

Noch mehr Fragen müssten jedoch erst gestellt werden, so Rebekka Denz und Gabi Rudolf, die in ihrem Einführungsvortrag während des Workshops auf Leerstellen und Widersprüche im verfügbaren Wissen über das Landjudentum im süddeutschen Raum hinwiesen. Diese Wissenslücken sind der Grund für die Beschäftigung mit den fränkischen Genisot im Rahmen der Veitshöchheimer Veranstaltungen.

Die Workshops bestehen jeweils aus mehreren Arbeitsphasen, in denen die Teilnehmer die Quellen analysieren. Ihre Arbeit lebt von ununterbrochenem Austausch und gegenseitiger Hilfe beim Entziffern und Übersetzen der Texte, bei der Klärung inhaltlicher Fragen und Abwägung von Deutungsmöglichkeiten. Viele Textstellen, die am Anfang unlesbar erscheinen, können auf diese Art und Weise entschlüsselt, unklare Begriffe zugeordnet und Kontexte erschlossen werden.

Zu den außergewöhnlichsten Quellen gehört ein Raschi-Kommentar zu Ezechiel. Die Handschrift, die als Einbandverstärkung diente, dürfte circa 600 Jahre alt sein. Ihre Bearbeiter – Rebecca Sebbagh und Luke Neubert – wägen die Möglichkeit ab, dass sie aus Worms, einem der zentralen Orte der jüdischen Gelehrsamkeit des mit-

telalterlichen aschkenasischen Judentums stammen könnte. Die Besonderheit des Textes liegt nicht vordergründig in seinem hohen Alter. Noch bedeutender erscheint das Manuskript aufgrund der Vermutung, dass es eine frühere Fassung des Raschi-Kommentars bezeugt als die allgemein bekannte Variante. Ließe sich diese Vermutung bestätigen, könnte die weitere Auseinandersetzung mit der Quelle, so die beiden Forscher, wichtige Aufschlüsse über die Überlieferungsgeschichte des Raschi-Kommentars geben.

Nicht weniger überraschend, wenn auch deutlich jünger sind „Tabaktüten“ als historische Quelle. Monika Müller und Gabi Rudolf, die während des Workshops mehrere Sorten von Tabakverpackungen untersuchten, kamen zu Ergebnissen, die auf einen breiten wirtschaftsgeschichtlichen Kontext hinweisen. Die Historikerinnen datierten die Tüten auf den Anfang des 19. Jahrhunderts, als Schnupftabak ein derart gefragtes Konsumgut war, dass mehrere Fälschungen holländischer Ware vertrieben wurden – beschriftet in einem das Holländische nachahmenden Deutsch und oft mit demselben Markennamen versehen.

Diese Quellen werfen auch die Fragen auf, wie und warum profanes Material seinen Bestimmungsort in den Genisot fand. Zum anderen illustrieren sie die umfassende wissenschaftliche Bedeutung der fränkischen Genisa-Funde, die nicht nur wegen ihrer religionsgeschichtlichen, sondern auch der alltags-, geschlechter- und wirtschaftsgeschichtlichen Bedeutung aufbewahrt und untersucht werden. *Grażyna Jurewicz*

Die Autorin ist wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Martin-Buber-Profilur für Jüdische Religionsphilosophie, Goethe-Universität Frankfurt am Main.

Aznavour singt in Israel

Charles Aznavour, laut Umfragen der beliebteste französische Sänger in Israel, hat sein erstes Konzert im Lande Ende 2013 unter das Motto: „Singen für den Frieden“ gestellt.

Der 89-Jährige, der in der Tel-Aviver Nokia-Halle auftrat, wo er sich im Rahmen seines Konzertes ein Duett mit seiner israelischen Kollegin Ahinoam Nini, alias Noa, lieferte, bedauerte, nur für das israelische Publikum, nicht aber in Palästina singen zu können.

Aznavour, der auch armenischer Staatsbürger ist, zeigte sich ebenso über die Tatsache betrübt, dass Israel den Völkermord an den Armeniern durch das Osmanische Reich 1915 noch immer nicht anerkannt habe. Dennoch stellte er eine Gemeinsamkeit zwischen Juden und Armeniern heraus: „Zwei Völker, die das Leben lieben, ansonsten gäbe es sie schon lange nicht mehr“. Auch verriet er in einem Interview, erstmals 1948, kurz nach der Staatsgründung, nach Israel gereist und in einem Tel-Aviver Kabarett aufgetreten zu sein.

Präsident Shimon Peres hatte den Künstler zu einem gemeinsamen Mittagessen eingeladen. *GPN*

„Lustiger-Denkmal“ führt Christen und Juden zusammen

Einen besonderen Moment der Gemeinsamkeit zwischen Juden und Christen erlebte man Ende letzten Jahres in den Gärten des Benediktinerklosters in Abu Gosh nahe Jerusalem.

Vertreter beider Konfessionen einte der Wunsch, Kardinal Aaron Jean-Marie Lustiger durch die Einweihung eines „Lustiger-Denkmal“ zu ehren.

Ausgewählt worden war dieser Ort, der von dem israelischen Architekten Zvi Efrat für Initiative von Richard Pasquier, dem Ehrenpräsidenten des CRIF, entworfen wurde, weil sich der Geehrte in der französischen Enklave mitten in Israel zurückziehen pflegte. Der CRIF hatte das Projekt mit 150.000 Euro unterstützt.

Der ehemalige Pariser Erzbischof, als Jude

geboren, hatte sich im Alter von vierzehn Jahren taufen lassen und zeit seines Lebens seine doppelte Identität betont, weswegen er sich häufig sowohl von christlicher als auch von jüdischer Seite angegriffen sah.

Der Abt des Klosters, Charles Galichet, bezieht sich bei der Feier auf Worte von Papst Franziskus: „Es ist ein Widerspruch, als Christ Antisemit zu sein ...“.

GPN

Dieudonné: Gottgegeben?

Der franko-kamerunesische Komiker Dieudonné, zu Deutsch „Gottgegeben“, beherrschte Mitte Januar flächendeckend die französischen Medien, zuweilen Frankreichs drängende Probleme wie steigende Arbeitslosigkeit im wahrsten Sinne des Wortes die Schau stehend.

Anlass: Die hitzige Debatte um das Auftrittsverbot des Künstlers mit seinem Programm „Le Mur“ (Die Mauer), wegen, so die Begründung, die Menschenwürde verletzender, antisemitischer und rassistischer Passagen und Sketche.

Als eindeutig antisemitisch stuft der französische Innenminister Manuel Valls insbesondere die sog. „Quenelle“-Geste ein, ein von Dieudonné erfundener, abgewandelter Hitlergruß. Der Betroffene selbst allerdings will die Geste lediglich als „gegen das Establishment gerichtet“ verstanden wissen.

Zum chronologischen Ablauf: Am 9. Januar gegen 18.30 Uhr annulliert ein Verwaltungsgericht per einstweiliger Verfügung eine am selben Morgen von Valls an die lokalen Präfekten versandte Handlungsanweisung mit einem Aufführungsverbot von „Le Mur“.

Der mit einer Jüdin verheiratete Innen-

minister stuft die Vorstellung nicht als humoristische, sondern als politische Agitationsveranstaltung ein. Nachdem er beim Obersten Verwaltungsgericht Widerspruch einlegt, verbietet dieses eine Stunde nach der einstweiligen Verfügung, ganz knapp vor Programmbeginn, die Show, welche vor ausverkauftem Saal (!) stattgefunden hätte.

Doch Not macht erfinderisch und der Kabarettist weiß sich zu wehren, indem er, unabhängig von juristischen Schritten, das Auftrittsverbot in der Hauptstadt durch ein in drei Nächten neu geschriebenes und in „Azu Zoa“ umbenanntes, laut Ankündigung des Komikers harmloses Programm, erfolgreich zu umgehen sucht. Eingeweihte behaupten jedoch, es enthalte in Teilen die gleichen Sketche wie das untersagte Stück.

Doch wer ist eigentlich der Verursacher des medialen Wirbels? Politisch schwer einzuordnen ist der junge Dieudonné zunächst im links-antirassistischen Spektrum anzusiedeln. Andererseits jedoch fehlt es ihm nicht an rechtsextremen Verbündeten: 2007 macht er Wahlpropaganda für die rechts-extreme Front National. Auch sympathisierte er mit Irans Ahmadinedschat und be-

zeichnet den Holocaust als „Gedächtnis-pornographie“. Zwischenzeitlich näherte er sich auch radikalislamischen Schiiten.

Pikantes Detail seiner Widersprüchlichkeit: In den 1990er-Jahren trat er im Bühnenduo mit seinem jüdischen Freund Elie Semoun auf.

Während die Vorsitzende der Front National, Marine Le Pen, das Auftrittsverbot als Zensur verurteilt und die Mehrheit der Durchschnittsfranzosen verständlicherweise von dem Thema nichts mehr hören mag, sieht der Conseil Représentatif des Institutions Juives de France, CRIF (das Pendant zum Zentralrat), vor allem in den langen Warteschlangen vor Dieudonnés Auftritts-orten sowie in den Pro-Dieudonné-Demonstrationen das Symptom eines zunehmenden Antisemitismus.

Unabhängig vom Wahrheitsgehalt dieser Interpretation, die angesichts der lediglich 1,3% Wählerstimmen, die Dieudonné 2009 für seine antizionistische Partei erhielt, doch fragwürdig scheint, führt der Künstlername „Gottgegeben“ plastisch vor Augen, dass Namen nur Schall und Rauch sind.

Gaby Pagener-Neu



Tel-Aviv: Fahnenverkauf vor Jom Haazmaut.

Foto: MBR

Das Volk der Bücher

Eine Bücherreise durch sechs Jahrhunderte jüdischen Lebens

Dieses Buch ist ein Glücksfall. Ein Buch über Bücher erscheint auf dem ersten Blick nicht sonderlich spannend, möchte man doch die Bücher lieber selbst in der Hand halten, die Bücherseiten eine nach der anderen genüsslich durchblättern. Gerade im digitalen Zeitalter mit seiner Erfindung des E-Books wirft uns ein solches Buch wieder in die Vergangenheit zurück und zeigt umso mehr den Wert eines gedruckten und gemalten Buches. Dem israelischen Buchwissenschaftler Dr. Ittai Joseph Tamari, einem der international größten Experten auf dem Gebiet des hebräischen Buchwesens, ist folglich eine besondere Kostbarkeit gelungen.

malten Wortes, lassen zugleich den Blick auf manche schwere Ledereinbände mit üppigen Goldprägungen zu. Die Abbilder zeigen aber nicht nur den Umfang der vorgestellten Werke, sondern fangen auch ihre Verletzlichkeit, Schönheit, Zerrissenheit und Zerstörung ein. Die in der Bayerischen Staatsbibliothek aufbewahrten Drucke der Hebraica-Sammlung haben die Zeit des Nationalsozialismus und den Zweiten Weltkrieg beinahe intakt überstanden. Vergleichbare Sammlungen in Deutschland wurden entweder ins Ausland geschafft oder zerstört.

Nach dem Kriegsende befasste sich eine in New York von dem jüdischen Historiker Salo

Baron gegründete Organisation, die „Jewish Cultural Reconstruction“, mit der Rettung der von den Nazis geplünderten Bücher und Kulturschätze aus ganz Europa. Die Philosophin Hannah Arendt wurde als Forschungsleiterin mit der Aufgabe betraut, die Kulturschätze zu inventarisieren und, da diese in einer großen Lagerhalle in Offenbach am Main provisorisch gelagert wurden, von Deutschland nach Jerusalem oder New York zu bringen. Die Rettungsliste umfasste nahezu 3,5 Millionen Bücher und 5000 Manuskripte aus mehr als 430 Bibliotheken.

Hannah Arendt stand unter anderen der berühmte Kabbala- und Mystik-Gelehrte



Er erforscht das hebräisch gedruckte Buch in Europa in der Abteilung für Jüdische Geschichte und Kultur der Ludwig-Maximilians-Universität in München. Diesem Buch vorausgegangen ist seine Mitwirkung an dem Internetportal „Porta Hebraica“, ein Pilotprojekt interdisziplinärer Kooperation wissenschaftlicher Arbeitsgruppen aus den Bereichen Jüdische Geschichte und Kultur, Informatik und Bibliothekswesen. Dieses Portal benutzt die neuesten technologischen Errungenschaften und Methoden der Informatik, um eine der weltweit bedeutendsten Hebraica-Sammlungen in der Bayerischen Staatsbibliothek München für die breite Öffentlichkeit und Forschung zu erschließen. Die historischen und bibliographischen Informationen über diese Dokumente werden katalogisiert und die Bücher mit einer Technik versehen, die buchstäblich die Seiten wie von eigener Hand umschlagen lässt.

Auch mit dem vorliegenden Buch wird ein Bogen geschlagen zwischen der modernen Präsentation durch Technik und der uralten Tradition des hebräischen Buchdruckes und der Buchmalerei. Die ausgezeichneten Abbildungen der vorgestellten Bücher offenbaren durch eine beeindruckende Schärfe und Tiefe die Schönheit des gedruckten und ge-



Ketubba (Hochzeitsvertrag).

© Braginsky-Collection, Zürich, Foto: Ardon Bar-Hama.

Gershom Scholem zur Seite, der mehrere Reisen nach Europa unternahm, um weitere Bestände geraubter Bücher ausfindig zu machen. Diese Jagd nach den Büchern deprimierte, und die mühselige Bestandsaufnahme des europäisch-jüdischen Kulturbesitzes ernüchterte ihn, zeigte sich doch durch den Verlust der Bücher eine andere Dimension des Holocausts, gemäß des Heine Zitats: „Das war ein Vorspiel nur, dort wo man Bücher verbrennt, verbrennt man auch am Ende Menschen.“

Dessen ungeachtet kamen durch Scholems intensives Engagement viele wertvolle Bücher und Manuskripte in die Hebräische Nationalbibliothek nach Jerusalem. Jene Beharrlichkeit wies Scholem auch in seiner Jugend vor, als er als junger Mathematikstudent in den 1920er-Jahren die Bestände und die Schätze der Bayerischen Staatsbibliothek nach kabbalistischen Werken durchforstete und mit der Übersetzung und der Edition des kabbalistischen Werkes „Sefer haBahir“ („Buch der Heiligkeit“) das Thema seiner Dissertation fand: „Das Buch Bahir. Ein Schriftdenkmal aus der Frühzeit der Kabbala auf der Grundlage der kritischen Neuauflage“.

Die erste Auflage seiner Dissertation wurde von Scholems Vater Arthur Scholem in der eigenen Druckerei in Berlin gedruckt. Ittai Tamari zeigt in seinem Buch nicht nur einen Blick in diese Schrift, sondern präsentiert auch eine Seite aus der Handschrift des Buches Bahir aus dem 13. Jahrhundert in Spanien. Durch diese geschickte Gegenüberstellung und durch seine mit Bedacht gewählten klugen Erläuterungen gelingt es dem Verfasser, den Leser in einen Schaffensprozess mit einzubeziehen. Dadurch verfolgt man die vorgestellten Bücher insbesondere in ihrem historischen, kulturellen und soziologischen Zusammenhang.

Der Titel „Das Volk der Bücher“ und der Untertitel des Buches „Eine Bücherreise durch sechs Jahrhunderte jüdischen Lebens“ sind Programm. Der Leser begibt sich auf eine Zeitreise durch die Geschichte des hebräischen Buchdrucks und seiner verschiedenen Gattungen der hebräisch-schriftlichen Literatur. Die Schriften und Bücher der Hebraica-Sammlung der Bayerischen Staatsbibliothek umfassen für den Erscheinungszeitraum 1501–1933 ca. 2700 Titel. Ittai Tamari kann von dieser Sammlung über 120 reichhaltig bebilderte Beispiele in seinem Buch vorstellen.

Exemplarisch führt er in die verschiedenen Gattungen der hebräischen Literatur und Kultur ein. In zehn Kapiteln, von Orient bis Okzident, und über 600 Jahre taucht der Leser in die Welt des Büchervolkes ein. Die ganze Bandbreite der jüdischen Bücherwelt enthüllt sich anhand der kostbaren Bibelausgaben und ihrer Kommentare, der Komplexität und der Reichhaltigkeit der rabbinischen Schriften, des Alltäglichen in den jüdischen Gebetbüchern, der immer wiederkehrenden Traditionen und des Brauchtums in den Haggada-Handschriften und Drucken.

Die fantasievolle hebräische Poesie spielt mit den nüchternen naturwissenschaftlichen und medizinischen Traktaten. Der bedeutende russisch-hebräische Dichter Schaul Tschernichovski wandelt als junger Medizinstudent in seinem Gedicht „Im Garten“ Anfang des 20. Jahrhunderts durch Heidelberg und der Universalgelehrte Awraham bar



Megilla (Estherrolle).

© Braginsky-Collection, Zürich, Foto: Ardon Bar-Hama.

Chi'jah schreibt im 13. Jahrhundert in Norditalien als Erster Bücher über Mathematik und Astronomie in hebräischer Sprache. Überraschungen hält Ittai Tamari in seinem Kapitel „Unterhaltungs- und Belehrungsliteratur für Weniggebildete“ für seine Leser bereit. So erfährt man in seiner Erläuterung zu der modernen Ausgabe des „Massebuch“ (jidd.: „Buch der Erzählungen“, 1602) herausgegeben in Buenos Aires 1969, dass die jiddische Sprache in Argentinien bis in die 1970er-Jahre ein wesentliches und lebendiges Kommunikationsmittel darstellte. Dem Buch von Ittai Tamari kommt das Verdienst zu, zum ersten Mal einen weitreichenden und umfassenden Einblick in die Heb-

raica-Sammlung der Bayerischen Staatsbibliothek zu gewähren. Dabei setzt der Autor pointiert und gekonnt sinnvolle Schwerpunkte. Gleichzeitig bildet das Buch eine fruchtbare und inspirierende Grundlage für eine hier erforderliche und weiterführende Forschung zum Bestand der Hebraica-Sammlung.
Rosa Behr

Ittai Joseph Tamari: Das Volk der Bücher. Eine Bücherreise durch sechs Jahrhunderte jüdischen Lebens. Mit Bildern von Bodo Mertoglu und einem Vorwort von Michael Brenner, 208 S., Oldenburg-Verlag, München, 2012.

Acht Generationen

Bereits im Jahre 2005 veröffentlichte der in Jerusalem lebende Universitätsdozent, Richter und Mitarbeiter mehrerer israelischer Ministerien, Dr. Jacob Hecht, eine Dokumentation über die Geschichte seiner Familie von der ersten Generation 1762 im unterfränkischen Dorf Maroldswesach im heutigen Landkreis Hassberge bis zur achten Generation in der Hauptstadt des Staates Israel, Jerusalem. Die damals gedruckte englische und hebräische Ausgabe wurde 2014 durch eine deutsche digitale Fassung ergänzt.

Der Umschlag des Werkes zeigt eine Abbildung einer Ansichtskarte von Maroldswesach aus den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts mit der Inschrift „GRUSS AUS MAROLDSWESACH“. Danach folgt eine Einführung, in der unter der Überschrift „Warum Roots“ nicht nur die „Familienwurzeln“ und die „Ambivalenz als Kultur- und Ahnencode“ näher beleuchtet werden, sondern dem interessierten Leser auch ein historischer Hintergrund über die Juden in Franken, eine kurze Geschichte von Unterfranken sowie einleitende Erklärungen über die Hecht-Dynastie vermittelt werden. Den Hauptteil der Dokumentation bildet eine sehr gründliche Schilderung über die acht Generationen der Familie Hecht, aufgeteilt in vier Generationen in Deutschland und vier in Israel. Die deutschen Generatio-

nen, deren erste 1762 mit dem Leben des „Familiengründers“ Itzik Anshel Hecht aus Maroldswesach (er war der Patriarch, der als erster den Familiennamen Hecht führte) beginnt, werden ausführlich dokumentiert. Es folgt die zweite Generation 1796 mit Manasse Hecht und die dritte 1841 mit Aaron Hecht als Familienoberhäupter. Die vierte Generation stimmt besonders traurig, denn hier wird auch der Bruch deutlich, der mit der geplanten Vernichtung jüdischen Lebens in Deutschland endete: Während der 1868 geborene Jacob Hecht als Stammvater dieser Generation noch ein einigermaßen normales Leben führen konnte, sind Angehörige der Familie Hecht als Soldaten für „ihr deutsches Vaterland“ den Heldenot gefallen (wie der auf dem Soldatendenkmal in Maroldswesach verewigte Inf. Max Hecht, gefallen 28. 4. 1918 in Frankreich), während andere wiederum von dem gleichen Vaterland in den Konzentrations- und Vernichtungslagern des Dritten Reiches erbarmungslos ermordet wurden.

Die fünfte Generation der Familie, vertreten durch den Vater des Verfassers der Dokumentation, Samuel (Sally) Hecht (1901–1974) beginnt eigentlich in Deutschland und ist nur zu einem späteren Zeitpunkt in Israel beheimatet: Samuel Hecht wurde, genau wie alle seine Vorfahren, in Maroldswesach geboren. Er besuchte dann später die ILBA

(Israelitische Lehrerbildungsanstalt) in Würzburg und zog schließlich mit seiner Frau nach Berlin, wo er an der „Adass-Israel-Schule“ als Grundschullehrer tätig war. Hier erblickte dann auch der Vertreter der sechsten Generation, der heute in Jerusalem lebende Dr. Jacob Hecht 1935 das Licht der Welt. Erst nach der Emigration von Familie Hecht nach Israel, wo dann noch 1953 Jacobs jüngerer Bruder Matanya hinzukam, beginnt die israelische Geschichte der Hechts. Erweitert wird sie dann durch die jetzt in Israel lebenden Kinder von Jacob und von Matanya als siebente Generation und wiederum durch deren Nachkommen als achte Generation.

Ein Anhang, der eine kurze Beschreibung der Kultusgemeinde „Adass Jisrael“ in Berlin, kürzlich entdeckte Familienangehörige, ein umfassendes Literaturverzeichnis, Zeitungsausschnitte und einen Familienstammbaum beinhaltet, rundet diese inhaltlich äußerst interessante, wenn auch vom Stil und Ausdruck nicht immer einwandfreie Dokumentation in deutscher Sprache harmonisch ab. Jacob Hecht ist es in der Tat gelungen, die Geschichte seiner Familie gründlich in Wort und Bild darzustellen. *Israel Schwierz*

Jacob Hecht: Acht Generationen der Familie Hecht aus Unterfranken, Bayern, 1762–2005 über: www.hecht-family.com/de

Kämpferin gegen Antisemitismus

Gäbe es in Frankfurt am Main nicht eine Straße, die nach Eleonore Sterling (1925–1968) benannt ist, könnte man mit Fug behaupten, dass diese hochbegabte jüdische Frau schon lange in Vergessenheit geraten ist. Dass eines Tages ein Buch über ihr Leben und Werk erscheinen wird, hätte Sterling gewiss sehr überrascht. Jetzt hat die Politik- und Literaturwissenschaftlerin Birgit Seemann eine solide biografische Studie über Sterling vorgelegt, die Beachtung verdient.

Obwohl der private Sterling-Nachlass bislang nicht aufzufinden war, ist es Seemann doch gelungen, ihre ungewöhnliche Lebensgeschichte in großen Zügen zu rekonstruieren. Sterling, eine geborene Oppenheimer, hat ihre Kindheit in Heidelberg verbracht. Weil die Eltern die Gefahr im nationalsozialistischen Staat erkannten, schickten sie ihre Kinder rechtzeitig ins Ausland: den Sohn Franz 1935 nach Italien und die Tochter Eleonore 1938 nach Amerika. Beide Kinder haben ihre Eltern nie mehr wiedergesehen. Vater und Mutter wurden von den Nazis nach Gurs deportiert und haben die Lagerzeit nicht überlebt.

In den USA hatte das deutschjüdische Mädchen es nicht einfach. Sie musste sich auf eine andere Sprache und Kultur umstellen. Aufgrund ihrer hervorragenden Schulleistungen errang sie 1943 ein Stipendium für das renommierte Sarah Lawrence College. Ihre Magister-Arbeit schrieb die Studentin 1949 an der Columbia University in New York, und zwar über Antisemitismus in Deutschland von der Französischen Revolution bis zu den Karlsbader Beschlüssen. Während des Studiums lernte Eleonore Aaron Cecil Ster-

ling kennen, den sie 1947 heiratete. Diese Studentenehe hielt aber nur wenige Jahre, den Namen Sterling hat sie aber nicht abgelegt.

Im Jahre 1953 kehrte sie nach Deutschland zurück. Wir können nur spekulieren, was sie zu diesem Schritt bewogen haben mag. Israel war für sie offensichtlich keine Alternative; sie war keine Zionistin und hat Israel 1966 zum ersten Mal besucht. Was machte sie in Deutschland? Sie arbeitete als Publizistin – von 1954 bis 1956 schrieb sie u.a. die Artikelserie „Lebendige Vergangenheit“ in der „Allgemeinen Wochenzeitung der Juden in Deutschland“ – und stellte ihre Doktorarbeit „Die Anfänge des politischen Judenhasses in Deutschland“ fertig. Ihr Doktorvater war der berühmte Sozialphilosoph Max Horkheimer; sie blieb bis zu ihrem Tod mit ihm in Kontakt, ihre Korrespondenz hat Seemann sorgfältig ausgewertet.

Die Antisemitismusforschung hat Sterling bis zu ihrem Tod nicht mehr losgelassen. Die Vermutung liegt nahe, dass sie durch die erlebte Verfolgungsgeschichte ihr Lebensthema fand. Sterling war davon überzeugt, dass Menschen aus der Geschichte lernen können. Wenn die historische Forschung die wahren Ursachen des Antisemitismus aufdeckt, können denkende Menschen Vorzeichen erkennen und dann verhindern, dass Katastrophen erneut unschuldige Menschen treffen. Bemerkenswert ist, dass Sterling 1965 auch auf die Kehrseiten des Philosemitismus hingewiesen hat.

Nach ihrer Promotion hat Sterling eine akademische Karriere angestrebt. Einige Jahre lang war sie Assistentin des bekannten SPD-Politikers Carlo Schmid; später lehrte sie als

Oberstudienrätin im Hochschuldienst unter Thomas Ellwein. Ihre politikwissenschaftlichen Untersuchungen hat sie im Buch „Der unvollkommene Staat“ (1965) zusammengefasst. Gegenüber dem damals vorherrschenden politischen Pessimismus wollte die Autorin demonstrieren, dass aufgeklärtes, optimistisches, zugleich aber auch kritisch-realistisches Denken die Triebkraft des demokratischen Fortschritts ist. Sterling war schon sehr krank, als sie in Osnabrück eine Professur erhielt. Die Tatsache, dass sie nur wenige Vorlesungen halten konnte, ändert nichts daran, dass Sterling die erste deutsche Professorin für Politische Wissenschaft war.

Zu Lebzeiten fand Sterling nicht nur im akademischen Bereich Anerkennung. So wurde sie bereits im Jahr 1959 mit dem Leo-Baeck-Preis ausgezeichnet. Ihre Biografin weiß zu berichten: „Ellie, persönlich bescheiden, aber stets wagemutig, hatte sich kurzerhand um den Preis beworben und Max Horkheimer um eine Empfehlung gebeten.“ Seemann würdigt sowohl die menschlichen Qualitäten als auch die wissenschaftlichen Leistungen von Sterling. Sie war eine Pionierin im christlich-jüdischen Dialog und eine engagierte Kämpferin gegen Antisemitismus und antidemokratische Tendenzen. Ihr Werk erneut in Erinnerung gebracht zu haben, ist ein Verdienst der vorliegenden Studie. *Yizhak Ahren*

Birgit Seemann, Ein „feather weight champion Cassius Clay“, Eleonore Sterling (1925–1968), Deutschjüdische Kämpferin gegen Antisemitismus und Rechtsextremismus, 248 S., Verlag Edition AV, Lich/Hessen, 2013.

Schade, dass du Jude bist

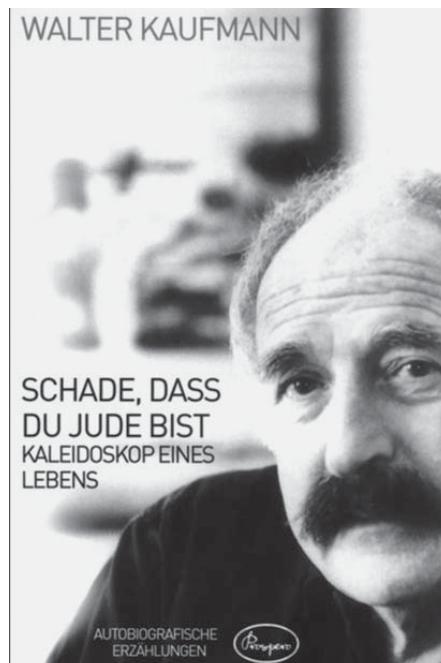
In Berlin 1924 geboren, war Walter Kaufmann 15 Jahre alt, als er sich durch Flucht aus Deutschland dem Schicksal seiner Familie entzog. Der Sohn einer ledigen jüdischen Verkäuferin, adoptiert durch ein vermögendes Ehepaar aus Duisburg, wuchs unter dem Namen Martin Ruben in besten Verhältnissen auf. Seine Kindheit endete, als in der Reichspogromnacht die elterliche Villa verwüstet und sein Vater, ein jüdischer Rechtsanwalt, in Buchenwald inhaftiert wurde. Dank der Bürgerschaft eines ihm bis dahin unbekanntem englischen Onkels, eines Reeders, konnte er nach Großbritannien fliehen und dort ein jüdisches Internat besuchen. Der Onkel kümmerte sich jedoch nicht weiter um ihn und ließ es zu, dass der Schüler als „enemy alien“ und angeblicher deutscher Spion interniert und 1940 mit einem Transport gefangener Ausländer nach Australien deportiert wurde. Dort war er Hilfsarbeiter, bevor er u.a. als Hochzeitsfotograf, Pokerspieler, Hafenarbeiter und Seemann Lebenserfahrungen sammelte, die Stoff für seine Erzählungen geben. Von 1941 bis 1945 hat er als Kriegsfreiwilliger in der australischen Fremdenlegion gedient. Er kehrte 1955 nach Europa zurück, zunächst zwischen Ost- und Westdeutschland schwebend. Als er aber versuchte, auf den Spuren seiner Kindheit in Duisburg ehemalige Freunde wieder zu finden, musste er erfahren, dass niemand auf ihn wartete und das Haus seiner Eltern, die in der Schoa umgekommen

waren, sich die Nachbarn angeeignet hatten. Das jüdische Schicksal schien niemand zu interessieren und schuldig fühlte sich keiner. So kehrte er Westdeutschland den Rücken und ließ sich 1956 in der DDR nieder, zunächst wieder als Seemann, dann als freier Schriftsteller, und als solcher machte er Karriere. 1961 und 1964 wurde ihm der

Fontane-Preis der Stadt Potsdam verliehen, 1967 der Heinrich-Mann-Preis. PEN-Mitglied wurde er 1975 und von 1985 bis 1993 war er Generalsekretär des PEN-Zentrums DDR. 1993 erhielt er den Literaturpreis des Ruhrgebiets. Der heute 90-jährige Kaufmann lebt in Berlin.

Die im vorliegenden Band versammelten Kurzgeschichten sind mehrheitlich autobiografisch. Alle kreisen um Gestalten und Orte aus dem Leben des Autors – kunstvoll arrangiert und spannend erzählt. Der erste Teil des Buches handelt von der Deportation und dem Leben in Australien, bevölkert mit meist unglücklichen Menschen am Rande der Gesellschaft, in einer gnadenlosen Natur, die den brutalen Charakter der Personen zu prägen scheint. Nur gelegentlich begegnet der junge Mann freundlichen Mitmenschen in dieser harten Lebensschule, doch sie helfen ihm zu überleben. Der zweite Teil behandelt seine „Heimkehr in die Fremde“, wie auch der dritte, „Schade, dass du Jude bist“, über die Kindheit im Elternhaus und im Freundeskreis bis in die Hitler-Zeit.

Kaufmanns lesenswerte und ergreifende Erzählungen sind ein Zeugnis seines unbändigen Lebenswillens. *Elvira Grözinger*



Walter Kaufmann, Schade, dass du Jude bist. Kaleidoskop eines Lebens. Autobiografische Erzählungen, 353 S., Prospero Verlag, Münster, 2013.

Synagogen in Düsseldorf

Im August 1938 wurde die Hauptsynagoge von Nürnberg abgerissen. Die Begründung lautete: Beseitigung eines städtebaulichen Fremdkörpers. Ähnliche Vorgänge ereigneten sich in anderen Städten. Die Begründung für den Abriss von hunderten im November 1938 in Brand gesetzten, geschändeten und geplünderten Synagogen und Bethäusern dagegen wurde mit der Wiederherstellung des Straßenbildes begründet.

In der niederrheinischen Metropole Düsseldorf beantragte die Baupolizei bereits am 11. November 1938 den Abriss der Synagoge, und am 22. November wurde die Gemeinde aufgefordert, binnen 24 Stunden mit dem Abriss zu beginnen. Das war das Ende einer der Gemeindegeschichte entsprechenden Geschichte der Synagogen in Düsseldorf, der sich die Düsseldorfer Historikerin Barbara Suchy in Zusammenarbeit mit dem Architekturhistoriker an der TU Braunschweig, Ulrich Knufinke, in einer kleinen, sehr schön gestalteten Publikation zuwendet.

Die Geschichte beginnt 1712 mit dem Betsaal im repräsentativen Wohnhaus des Joseph Jakob van Geldern, Juspa genannt, einem Vorfahren des Dichters Heinrich Heine, und mit angemieteten Räumen in Privathäusern. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurde ein erster Synagogenbau vom aufstrebenden Baumeister Peter Joseph Krahe im Stile des „Düsseldorfer Klassizismus“ geplant. Diesem Entwurf folgte ein

anderer vom herzoglichen Baumeister Köhler, der auch zur Ausführung kam. Die damals gebaute Synagoge musste 1875 einem erweiterten Synagogenbau weichen. Dieser wurde in der stetig wachsenden Gemeinde bald zugunsten eines Monumentalbaus im neoromanischen Stil ersetzt.

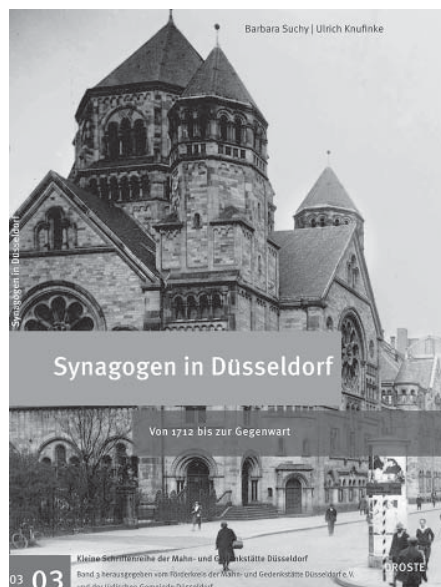
Die 1904 eingeweihte Synagoge bot Platz für 780 Männer im Hauptraum und 550 Frauen auf einer Empore. Eine kleine Wochentags-synagoge und ein Rabbinerhaus, das gut vier

Jahre während der Nazizeit als Schulhaus diente, schlossen sich an. Daneben bestanden in der Stadt eine Reihe von Betsälen für die orthodoxen Juden in Düsseldorf. Alle diese „Orte der Versammlung“ wurden in der Nacht vom 9. auf den 10. November 1938 zerstört. Bis zur Auflösung der Gemeinde im Zuge der großen Deportationen vom Oktober 1941 bis Juli 1942 beteten die verbliebenen Juden in provisorischen Räumen.

Provisorien sind auch die ersten Betlokale nach Kriegsende, die überlebende und zurückgekehrte Juden am Schabbat aufsuchten, bis 1958, also zwanzig Jahre nach der Brandschatzung der großen Synagoge im Zentrum der Stadt, wieder eine Synagoge eingeweiht wurde. Sie besteht mit dem inzwischen erweiterten Gemeindezentrum bis heute.

Die Autoren haben die Darstellung geteilt: Während Ulrich Knufinke die Architektur knapp beschreibt und, wo möglich, mit Plänen und Zeichnungen anreichert, ordnet Barbara Suchy die Geschichte der Synagogen in der gebotenen Kürze in die Entwicklung der Gemeinde ein. Dies macht die Publikation der Mahn- und Gedenkstätte Düsseldorf zu einer spannenden Lektüre, die weit über den beschriebenen Ort hinausweist.

Angela Genger



Barbara Suchy, Ulrich Knufinke: Synagogen in Düsseldorf, von 1712 bis zur Gegenwart, 64 S., Droste Verlag, Düsseldorf, 2013.

Mit dem „Rabbiner-Spiro-Preis“ erinnert unser Landesverband an eine herausragende rabbinische Persönlichkeit der Zeit nach 1945. Der in Polen geborene Rabbiner David Kahane Spiro kam als Schoa-Überlebender nach seiner Befreiung in Dachau nach Fürth in die kleine jüdische Nachkriegsgemeinde. Bis zu seinem Tod 1970 kümmerte er sich um die religiösen Angelegenheiten der bayerischen Juden.

Mit dem „Rabbiner-Spiro-Preis“ werden Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens ausgezeichnet, „die zur Aufrechterhaltung und Entwicklung jüdischer Gemeinden in Bayern beigetragen haben“.

Der Preisträger 2014 ist der bayerische Landespolitiker Karl Freller.

In seiner Laudatio erklärte der letzte Spiro-Preisträger, der ehemalige Landesbischof der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern, Dr. Johannes Friedrich: „Die Frage nach dem richtigen Verhältnis von uns Christen zu Juden hat sein (Frellers) Wirken in allen bisherigen Stadien seines Lebens bestimmt, insbesondere die Frage, welche Aufgabe wir Christen in Deutschland nach dem schrecklichen Holocaust in Bezug auf die Juden haben.“

Zur Preisverleihung am 10. Februar im Max-Joseph-Saal der Residenz München kamen die Bayerische Staatsministerin Beate Merk als Vertreterin von Ministerpräsident Horst Seehofer, Zentralratspräsident Dieter Graumann, die Münchener Gemeindepräsidentin

Charlotte Knobloch, der letzte „Rabbiner-Spiro-Preisträger“ und Laudator Dr. Johannes Friedrich, Vertreter der Religionsgemeinschaften, der Landespolitik, des öffentlichen Lebens und der jüdischen Gemeinden in Bayern.

Für das Rahmenprogramm des Festaktes sorgten die Jüdische Jugend in Bayern mit einem Film über Rabbiner Spiro und der Kammerchor des Albrecht-Altendorfer-Gymnasiums Regensburg.

Wir dokumentieren auf den folgenden Seiten Auszüge aus der Rede von Landesverbandspräsident Dr. Josef Schuster und ein Gespräch mit dem Preisträger Karl Freller MdL.

bere.

„Glücksfall für Bayern“ – Auszug aus der Rede von Dr. Josef Schuster

Diese Feierstunde soll den Namensgeber des Preises, den ehemaligen Fürther Rabbiner David Kahane Spiro, ehren und den neuen Preisträger, Karl Freller würdigen.

Wir freuen uns sehr, dass mit Alt-Landesbischof Dr. Johannes Friedrich gleich ein ausgezeichnete und ein bereits mit dem Rabbiner-Spiro-Preis ausgezeichnete Laudator traditionell die Würdigung seines Nachfolgers als Preisträger vornehmen wird. Ich darf mich deshalb heute auf meine Begrüßung beschränken.

Mir ist aber aufgefallen, dass es in der Lebensgeschichte von Rabbiner Spiro eine Achse Dachau – Fürth gibt. Und dass diese Achse auch den mittelfränkischen Ort Schwabach (fast) berührt!

Gestatten Sie mir deshalb einige wenige Anmerkungen zu den Koordinaten dieser Achse. Da ist zunächst Fürth in Mittelfranken. Im 17. Jahrhundert kam Rabbiner Schabbtai Scheftel Horwitz aus Prag nach Mittelfranken. Über seinen neuen Amtssitz soll er nach zeitgenössischen Quellen gesagt haben: „Da erhob mich ein Sturmwind und trug mich in die heilige Gemeinde Fürth, eine kleine Stadt, in meinen Augen jedoch so groß wie Antiochien, denn hier versammelten sich gelehrte Leute zum täglichen Studium“.

Für mich ist dieses sehr frühe Zitat zur Geschichte der Fürther Juden deshalb so überraschend, weil sich diese jüdische Gemeinde tatsächlich später zu einem zentralen und bedeutenden Ort für das bayerische Judentum entwickelte.

Schon 1691 gründeten die Brüder Josef und Abraham Schneior eine Druckerei in Fürth. Dort entstanden wichtige hebräische Druckwerke, darunter auch 1699 das berühmte hebräische Rechenbuch von Naftali Hirsch ben Jesaja und die Niederschrift der Fürther Minhagim, der religiösen Bräuche der jüdischen Gemeinde, die dann auch in vielen anderen Gemeinden übernommen wurden. Mit mehreren Synagogen, Talmud-Schulen und bedeutenden Rabbinern entwickelte sich die jüdisch-religiöse Gemeinschaft bis ins 20. Jahrhundert hinein zu einem Zentrum jüdischer Gelehrsamkeit.

Ende des 19. Jahrhunderts lebten etwa 3300 Juden in der Kleinstadt, das ist eine ganz

beachtliche Zahl, und darunter auch der damals sehr bekannte Schriftsteller Jakob Wassermann.

In den zwölf Jahren des NS-Regimes ab 1933 zerstörten die Nazis eine jahrhundertalte jüdische Gemeinde, ihre Synagogen und Einrichtungen und sie ermordeten etwa 500 Fürther Juden.

Meine „Achse“ führt mich jetzt nach Dachau. Bereits im März 1933 entstand in Dachau ein Konzentrationslager für politische Gefangene. In den folgenden zwölf Jahren wurden dort und in den Außenlagern über 200.000 Menschen aus ganz Europa unter schlimmsten Bedingungen gefangen gehalten. Ganz viele von ihnen überlebten diese Gefangenschaft nicht oder wurden in andere Vernichtungslager deportiert. Amerikanische Truppen befreiten das Lager am 29. April 1945.

Unter den Befreiten befand sich auch der 1901 in Polen geborene Rabbiner David Kahane Spiro. In Krakau zum Rabbiner ordi-

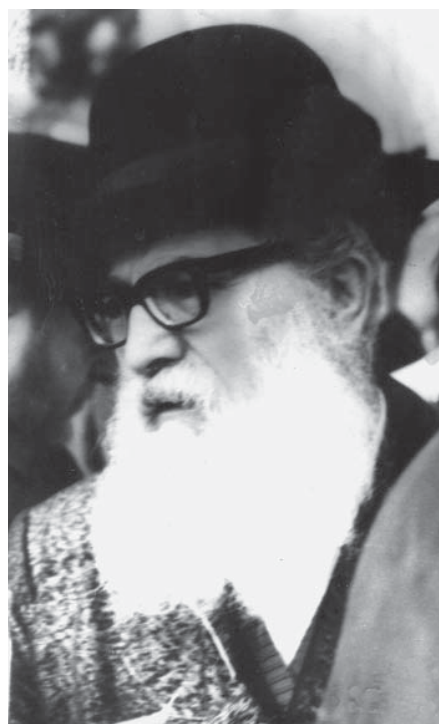
niert, wurde Raw Spiro, wie wir ihn nennen, 1936 jüngstes Mitglied des Warschauer Rabbinats. Nach dem Einmarsch der Wehrmacht in Polen und der Errichtung des Warschauer Gettos begann auch sein Leidensweg durch verschiedene Arbeits- und Konzentrationslager. Ein großer Teil von Spiros Familie überlebte diese Zeit nicht.

Spiro selbst ging nach seiner Befreiung in Dachau nach Fürth, wo er, trotz seines Schicksals, die jüdische Nachkriegsgemeinde mit begründete und sie rabbinisch betreute. „Bis zu seinem Tod 1970 blieb er die zentrale Figur jüdisch-religiösen Lebens in Bayern“, schreibt Professor Michael Brenner in seinem Buch über die Nachkriegsgemeinden. Und weiter: „So sorgte er für tägliche religiöse Unterweisung, richtete eine koschere Küche ein und beaufsichtigte die rituelle Schlachtung“.

Raw Spiro gelang es in der kleinen Gemeinde mit den Überlebenden, also in einer sehr schwierigen Situation, jüdisches Leben auf sehr hohem Niveau zu etablieren. Tägliche Gottesdienste gab es Mitte der Fünfzigerjahre nur in vier jüdischen Gemeinden: in Berlin, in Frankfurt und München und in Fürth. Zu dieser Zeit war Raw Spiro zumindest unter den vielen osteuropäischen Juden die wichtigste rabbinische Autorität in Bayern und wir möchten dies auch heute wieder ehrend in Erinnerung bringen.

Doch zurück nach Dachau. Seit den Sechzigerjahren entwickelte sich das ehemalige Konzentrationslager zu einer wichtigen KZ-Gedenkstätte mit jährlich über 800.000 Besuchern aus aller Welt. Zuständig auf Landesebene, auch für die anderen bayerischen Gedenkorte, ist die Stiftung Bayerische Gedenkstätten. Und Stiftungsdirektor ist seit 2007 Kultusstaatssekretär a. D. Karl Freller.

Und dann sehe ich ganz in der Nähe meiner Achse Fürth – Dachau die mittelfränkische Kleinstadt Schwabach. Auch in Schwabach gab es schon im 15. Jahrhundert Juden und später auch eine aufblühende Gemeinde. Gerne würde ich Ihnen mehr dazu erzählen, aber ich fürchte, ich habe die Grenzen meiner Begrüßung schon lange überschritten. Erwähnen darf ich aber noch, dass in Schwabach eine ehemalige Synagoge erhalten ist



Der Fürther Raw Spiro.



Preisübergabe mit Karl Freller, Dr. Schuster und den Landesverbands-Vizepräsidentinnen Ilse Danziger (li) und Anna Zisler (re).
Alle Fotos: Landesverband und Gedenkstätten-Stiftung



Der Kammerchor des Albrecht-Altendorfer- Gymnasiums Regensburg



Die Ehepaare Graumann und Schuster gratulieren dem Preisträger

und eine vorbildlich restaurierte Sukka, eine Laubhütte aus dem 18. Jahrhundert. Die Schwabacher Synagoge mit der Laubhütte ist mittlerweile eine Dependence des **Jüdischen Museums in Fürth**. Zur Zeit wird dort eine neue Ausstellung konzipiert und erarbeitet und wahrscheinlich Mitte 2015 in Schwabach eröffnet. Möglicherweise, lieber Herr Freller, werden wir uns dann zur Eröffnung in Ihrem Heimatort sehen.

Meine sehr verehrten Damen und Herren, ich war selbst überrascht, als ich diese Achse von Fürth über Schwabach nach Dachau entwickelte. Dann sah ich, dass man das zeitgeschichtlich-politische Umfeld und die Geschichte der Heimat des Preisträgers quasi topographisch betrachten kann. Und dass man diese Achse von Dachau über Schwabach nach Fürth auch aus einem anderen, aus unserem **bayerisch-jüdischen Blickwinkel** darstellen kann.

Darüber hinaus gibt es natürlich zwischen dem Landesverband der Israelitischen Kulturgemeinden in Bayern und dem heutigen Preisträger langjährige und nachhaltige Verbindungen. Als Staatssekretär war Karl Freller auch für die Religionsgemeinschaften, also auch für uns zuständig. Er war damit einer unserer wichtigsten Ansprechpartner in der Staatsregierung. Und er war offen für unsere Probleme, mit einfühlsamem Interesse an unserem Wohlergehen.

**Freller sei einer,
„dem die Begegnung
mit den Überlebenden
viel bedeutet“.**

Staatsministerin Beate Merk

Regelmäßig treffen wir uns jetzt auf den Sitzungen der Stiftung Bayerischer Gedenkstätten. Als Direktor der Stiftung hat er die Sicherung der bayerischen Gedenkstättenarbeit im Auge, den Aufbau neuer Bereiche und, was uns besonders wichtig ist, den ständigen Diskurs über Veränderungen in der Gedenkkultur und den Vermittlungsmethoden. In Karl Freller sehen wir einen Politiker, der sich diesen Aufgaben stellt, offen für Veränderungen und immer auch mit einem Blick auf das Heute und die Zukunft. So fand ich in Ihrer Nürnberger Rede zum Holocaust-Gedenktag Ihren Hinweis auf die Nürnberger NSU-Morde besonders wichtig.

Die dritte Ebene ist Ihre Beziehung zu **Israel**. Als Stiftungsdirektor haben Sie Israel und **Yad Vashem** zum ersten Mal 2008 besucht. Aber davor gab es wohl schon einige private Reisen nach Israel. Leider ist dazu in meinen amtlichen Unterlagen überhaupt nichts überliefert.

Dann gab es noch die bereits erwähnte Reise mit dem Ministerpräsidenten im Herbst 2012, mit gemeinsamen und eindrucksvollen Erfahrungen und dem Ausbau unserer sehr angenehmen und vertrauensvollen Zusammenarbeit.

Lassen Sie mich abschließend resümieren: Für die bayerisch-jüdische Geschichte ist Fürth ein Glücksfall.

Für die Nachkriegsgeschichte der Jüdischen Gemeinde Fürth war Rabbiner Spiro ein Glücksfall.

Für die Juden in Bayern heute ist Karl Freller ein Glücksfall!

Und heute möchten wir dafür Danke sagen.

Sechs Fragen an Karl Freller

Rabbiner-Spiro-Preisträger 2014 und
Direktor der
Stiftung Bayerische Gedenkstätten

Benno Reicher: Herr Freller, welche Ziele und Aufgaben hat die Stiftung und von wem wird sie getragen?

Karl Freller: Das Gedenkstättenstiftungsgesetz benennt als Hauptaufgabe der Bayerischen Gedenkstättenstiftung „die Gedenkstätten als Zeugen für die Verbrechen des Nationalsozialismus, als Orte der Erinnerung an die Leiden der Opfer und als Lernorte für künftige Generationen zu erhalten und zu gestalten, die darauf bezogene geschichtliche Forschung zu unterstützen und dazu beizutragen, dass das Wissen über das historische Geschehen im Bewusstsein der Menschen wachgehalten und weitergetragen wird“.

Mir ist wichtig zu vermitteln, dass diese Vergangenheit nicht Geschichte ist, sondern unser Wissen darüber relevant ist für unser Handeln in Gegenwart und Zukunft. Institutionell getragen wird die Stiftung seit ihrer Gründung vom Freistaat Bayern und seit 2009 auch vom Bund, der daneben weiterhin einzelne Projekte besonders unterstützt.

Gemeinsamkeiten betonen

Dr. Johannes Friedrich

BR: Zu Ihrem Arbeitsbereich gehören die NS-Gedenkstätten in Dachau und Flossenbürg. Bitte erläutern Sie unseren Lesern die Geschichte, die Arbeit und die Besonderheiten dieser Einrichtungen.

KF: Das KZ Dachau gehörte zu den ersten Konzentrationslagern und bestand als einziges Lager während der gesamten zwölf Jahre der NS-Herrschaft. Eingerichtet im März 1933, diente es als Modell für alle späteren Konzentrationslager. Die ersten Häftlinge entstammten der Opposition gegen das NS-Regime. Im KZ Dachau waren über 200.000 Menschen aus ganz Europa inhaftiert. Mehr als 41.500 von ihnen kamen ums Leben. Nach der Befreiung durch US-amerikanische Truppen am 29. April 1945 wurde das ehemalige Lager zunächst als Internierungslager für NSDAP-Funktionäre und Angehörige der SS genutzt. Seit 1965 besteht auf dem Gelände des ehemaligen Schutzhaftlagers eine Gedenkstätte. Die Initiative hierzu ging von ehemaligen Häftlingen aus, zusammengeschlossen im Comité International de Dachau.

... er setzte sich für die Gründung der Gedenkstättenstiftung ein

Dr. Johannes Friedrich

Aktuell auf der Agenda der Gedenkstätte stehen die Außendokumentation am ehemaligen SS-Schießplatz Hebertshausen, wo sowjetische Kriegsgefangene zu Tausenden brutalst ermordet wurden, und der Umgang mit der damaligen „Plantage“, wo Häftlinge unter lebensfeindlichen Bedingungen Land zum Anbau von Heilkräutern kultivieren mussten. Die Gedenkstätte hat jährlich über 800.000 Besucherinnen und Besucher aus aller Welt.

Im KZ Flossenbürg hielt die SS zwischen 1938 und 1945 rund 100.000 Menschen ge-



Zweiter von rechts: Der israelische Generalkonsul Dr. Dan Shaham mit Ehefrau, Gemeindepräsidentin Charlotte Knobloch, Ehepaar Graumann.



An der Klarinette: Leonid Khenkin



Rabbiner Chaim Bloch



Von links: Laudator Dr. Johannes Friedrich, Ehepaar Freller, Staatsministerin Beate Merk, Dr. Schuster

fangen. Mindestens 30.000 von ihnen kamen während der Haft ums Leben. Eingerichtet, um die Granitvorkommen am Ort durch Zwangsarbeit auszubeuten, mussten die Häftlinge ab 1943 zudem Flugzeugteile für die Firma Messerschmitt montieren. Befreit wurden die Häftlinge am 23. April 1945 von Soldaten der US-Armee. Nach 1945 wurden weite Teile des ehemaligen KZ-Geländes gezielt nachgenutzt, zerstört und bebaut.

Erst seit 2007 besteht in Flossenbürg eine Gedenkstätte. Inzwischen sind dort zwei Dauerausstellungen zu sehen: zur Geschichte des Konzentrationslagers und zu dessen Nachwirkungen. Der schwierige Umgang mit diesem Geschichtsabschnitt wird in der Gedenkstätte Flossenbürg deutlich sichtbar. Derzeit finden auf dem Gelände Baumaßnahmen statt, um die Struktur des ehemaligen Lagers wieder ablesbar zu machen. Außerdem wird das ehemalige SS-Casino saniert und zu einem Seminar- und Bildungshaus umgebaut. Aktuell besuchen das ehemals „vergessene Lager“ annähernd 100.000 Gäste aus dem In- und Ausland.

Für das Miteinander sind Menschen wie Karl Freller wichtig

Dr. Johannes Friedrich

BR: Gibt es in Bayern weitere Gedenkort und Projekte?

KF: Neben der Fürsorge für die Gedenkstätten selbst ist es der Stiftung ein Anliegen, Ausmaß und Bedeutung der Außenlagernetze stärker ins Bewusstsein der breiten Öffentlichkeit zu bringen. Dass niemand etwas gewusst zu haben meint, wird im Wissen um die Existenz von allein knapp 140 Außenlagern des KZ Dachau und annähernd 90 Außenlagern des KZ Flossenbürg eher zweifelhaft. Verstehen Sie mich nicht falsch, es geht hier nicht um nachträgliche Schuldzuweisungen. Es geht darum, Mechanismen aufzudecken, die zur breiten Toleranz der Ausgrenzung be-

stimmter Gruppen geführt haben und, machen wir uns nichts vor, auch immer wieder führen können. Dem Holocaust, der systematischen Ermordung von Juden, Sinti und Roma, und dem geplanten „Vernichtungskrieg“ gegen die slawischen Völker ging die gesellschaftliche Ausgrenzung voraus.

... seine große Herzenswärme

Dr. Johannes Friedrich

Seit April letzten Jahres ist uns vom Freistaat die Verantwortung für knapp 75 (kurz KZ-Friedhöfe genannte) Grabstätten in Bayern übergeben worden. Hingewiesen sei hier darauf, dass nicht alle KZ-Opfer auf Friedhöfen bestattet sind, für die die Stiftung zuständig ist, und dass auch nicht auf allen KZ-Friedhöfen, für die wir zuständig sind, ausschließlich KZ-Häftlinge bestattet sind. Diese Friedhöfe sind in der Mehrheit sehr gut gepflegt, aber ebenso mehrheitlich ohne historische Information. Selbstverständlich stehen wir auch als Ansprechpartner für lokale Projekte und Initiativen bereit.

BR: Sie sind seit Dezember 2007 Stiftungsdirektor. Was haben Sie in dieser Zeit auf den Weg gebracht und welche Pläne gibt es für die nahe Zukunft?

KF: Wichtig war und ist es mir, den Fokus auf die gesamte Dimension des KZ-Systems, seine Auswirkungen in der Fläche, zu legen. Es geht darum, eine breite Öffentlichkeit zu erreichen. Hier liegt auch der Grund, warum die Stiftung auf meine Initiative hin seit 2011 den Gedenktag für die Opfer des Nationalsozialismus gemeinsam mit dem Bayerischen Landtag begeht. Dies umso mehr, als der Gedenkakt bisher in jedem Jahr vom Bayerischen Fernsehen live übertragen wurde, mithin Menschen erreichte, die den Weg in eine Gedenkstätte vielleicht noch nicht gefunden haben, sich aber für die Auswirkungen der NS-Geschichte in ihrer Nachbarschaft interessieren. Daneben gilt

es, mit den Mitteln von Kunst und Musik ein anderes als das klassische zeithistorisch interessierte Publikum anzusprechen.

Darüber hinaus bieten wir auch im Internet zeitgeschichtliche Informationen an, dokumentieren unsere Arbeit in unserem Jahresbericht und veranstalten Zeitzeugengespräche wie auch spezielle Informationsabende, z.B. für das Konsularische Korps in Bayern.

BR: Die Gedenkstätten, die Ausstellungen und auch die pädagogische Arbeit haben sich in den vergangenen Jahrzehnten stark verändert. Wie würden Sie diesen Prozess beschreiben und wie sehen Sie die Zukunft der Gedenkstättenarbeit?

KF: Der gesamten Gedenkstättenlandschaft stellt sich die Frage, wie wir mit zunehmendem zeitlichem Abstand zum Nationalsozialismus die nächsten Generationen für die notwendige Auseinandersetzung mit dem Thema erreichen können. Die Gedenkstätten selbst sind Trauerorte für die Überlebenden und deren Angehörige. Die einzelnen Verfolgungsschicksale, die Erinnerung an Menschen mit ihren ganz persönlichen Lebensentwürfen, werden weiterhin im Mittelpunkt unserer Arbeit stehen. Das Zeitzeugengedächtnis wird uns in audiovisuellen Dokumenten erhalten bleiben.

Grundsätzlich gilt es, Ursachen zu benennen und Fragen zum Sinnzusammenhang zu stellen, also: „Was ist damals passiert, wie konnte es dazu kommen und welche Bedeutung hat das Geschehene für uns heute?“ Wir wollen nicht dabei stehenbleiben, allein Betroffenheit angesichts des Geschehenen zu erzielen. Vielmehr wollen wir das Wissen um die Zusammenhänge vertiefen und im besten Fall ein Bewusstsein für die überdauernde Relevanz dieses furchtbaren Abschnitts deutscher Geschichte erreichen.

Wir dürfen nicht nachlassen im Gedenken an das, was geschehen ist

Dr. Johannes Friedrich

BR: Welche Bedeutung hat für Sie die israelische Gedenkstätte Yad Vashem und gibt es Kooperationen mit Bayern?

KF: Das gewählte Ziel meiner ersten Dienstreise im Amt des Direktors war bewusst Yad Vashem, um ein klares Zeichen zu setzen, insbesondere auch für unsere Verbundenheit mit Israel und den Menschen jüdischen Glaubens in aller Welt. Die Gedenkstätten selbst stehen in vielfältigem Austausch mit Yad Vashem. Mit der Gedenkstätte Dachau hat es bereits ein gemeinsames Qualifizierungsprojekt für Nachwuchskräfte im Bereich der pädagogischen Arbeit gegeben. Derzeit wird ein digitales Austauschprojekt in Bezug auf Archivmaterial zu jüdischen Häftlingen des KZ Dachau initiiert. Auch die Gedenkstätte Flossenbürg tauscht sich auf archivarischer Ebene mit Yad Vashem aus, findet hier aber auch Kontakte zu Überlebenden und deren Familien. Aktuell werden als Ergebnis der seit kurzem bestehenden bayerisch-israelischen Bildungskoooperation die Kontakte auf pädagogischer Ebene bezüglich der Eröffnung des Seminarhauses 2015 intensiviert.

BR: Herr Freller, vielen Dank für das Gespräch.



Bamberg

Jüdisches in Bamberg

Der knapp zweieinhalb Meter große Ritter aus Lindenholz mit Lanze, Schild und Reichsadler wirkt ziemlich mächtig. Das „Kettenhemd“ aus Nägeln schützt ihn vor feindlichen Angriffen. Seine Nagelung brachte im Ersten Weltkrieg Spendengelder für das Rote Kreuz und die Kriegsfürsorge. Initiiert und verwaltet wurde der „Bamberger Ritter“ von den jüdischen Familien Samuel Rosenfelder und Emma Hellmann. Zu den Feierlichkeiten auf dem Bamberger Maxplatz erschienen die Vertreter der Stadt, der Erzbischof, Vereine und das Militär. Heute ist der „Bamberger Ritter“ ein Teil der Stadtgeschichte.

Auch die Dessauers waren bekannte jüdische Bürger. Carl Emanuel Dessauer war ein erfolgreicher Hopfenhändler. Er gab mit weiteren Familien den Anstoß zur Erschließung des Bamberger Villenviertels. Dort ließ er 1884 die Villa Dessauer errichten. Sie wurde ein Treffpunkt für angesehene Bamberger Familie.

Bis 1907 war die Villa im Besitz der Familie. Sie kam 1930 abermals in den Besitz von Bamberger Juden, als der Fabrikant Max Pretzfelder sie erwarb. Elf Jahre später wurden Max und Lilly Pretzfelder nach Riga deportiert und dort ermordet. Die Villa wurde danach ein sogenanntes Judenhaus, eine Sammelstelle für Juden vor ihrer Deportation.

Nach dem Krieg nutzte die amerikanische Militärregierung das Gebäude. Max Pretzfelders Sohn machte die Arisierung 1954 rückgängig und später verkaufte er die Villa an die Stadt, die dort 1987 die „Stadtgalerie Bamberg“ begründete. Bis zum Sommer 2014 wird in der Villa die Ausstellung „Jüdisches in Bamberg“ gezeigt. Danach wandert sie ins Historische Museum. In der Ausstellung ist auch der „Bamberger Ritter“ zu sehen.

Im Untergeschoss der Villa Dessauer erhält der Besucher Informationen zu den ehemaligen Synagogen und zur jüdischen Religion. Außerdem sind verschiedene Kultgegenstände zu sehen. Auch die Geschichte der Villa Dessauer wird in der Ausstellung thematisiert.

Viel Raum nimmt die Schoa ein. Neben allgemeinen Informationen werden immer wieder kurze Lebensgeschichten von Bamberger Juden erzählt, die dem Besucher die Schrecken der NS-Zeit vor Augen führen. Außerdem sprechen Bamberger Schoa-Überlebende in Videointerviews über ihre Erinnerungen.

In einem weiteren Ausstellungsbereich wird das Bamberger DP-Lager thematisiert. Zunächst fällt eine Zeitung mit ihrer eigenartigen Rechtschreibung ins Auge. Es ist die jiddischsprachige Zeitung „Undzer Wort“, die aus Mangel an hebräischen Druckbuchstaben mit lateinischen Lettern gedruckt wurde. Im Herbst 1945 entstand das Bamberger Displaced Persons Camp und im Januar 1946 hatte es bereits 1800 jüdische Bewohner.

Die jüdische Verwaltung des Lagers erhielt von der amerikanischen Militärregierung eine umfangreiche kulturelle und politische Autonomie. So wurde zunächst eine allge-



Die jiddische Zeitung „Undzer Wort“ vom 19. Juli 1946.

meine Schulpflicht für die jüdischen Kinder eingeführt. Unterricht gab es in Hebräisch, Rechnen, Englisch und Palästinakunde. Die Unterrichtssprache war Jiddisch, eine geplante Umstellung auf Hebräisch scheiterte an mangelnden Lehrbüchern und Fachkräften. Neben dem allgemeinen Schulunterricht entstanden auch eine Talmud-Tora-Schule sowie die orthodoxe Jeschiwa „Beth Meir“. Das DP-eigene Religionsamt kümmerte sich auch um die Einrichtung einer koscheren

Küche und einer Mikwe. Neben den religiösen und den Bildungsangeboten gab es auch Sportevents und auch ein eigener Fußballverein entstand. Organisiert wurden diese Angebote von den verschiedenen Gruppierungen wie dem sozialistischen HaSchomer HaZair, der rechtsnationalen Betar und anderen zionistischen Organisationen. Bis zu ihrer Einstellung im Dezember 1947 informierte „Undzer Wort“ die DP-Bewohner über all diese Aktionen.



Die Villa Dessauer

Fotos: Museen der Stadt Bamberg



Der Bamberger Nagelritter

In der Abteilung Landjudentum findet der Besucher ein Modell der Reckendorfer Synagoge und einige aus ihr stammenden Genisafunde. Sie umfassen verschiedene religiöse Texte, Gebietsriemen und Torawimpel. Diese und die Erforschung anderer fränkischer Genisafunde ermöglichen Rückschlüsse auf die bisher nur bruchstückhaft bekannten Traditionen der fränkischen Landgemeinden. Damit wird nach und nach auch ein Stück fränkisch-jüdischer Geschichte wiederentdeckt.

Neben den historischen Informationen bleibt die heutige jüdische Gemeinde im Hintergrund. Nur eine Tafel in der Ausstellung erinnert an sie. Dabei gäbe es viel zu erzählen: Durch Kontingentflüchtlinge aus der ehemaligen Sowjetunion wuchs die Gemeinde. Sie hat heute etwa 900 Mitglieder. Am 1. Juni 2005 konnte sie eine neue Synagoge eröffnen. Das Gemeindezentrum umfasst unter anderem ein eigenes jüdisches Lehrhaus und seit 2012 amtiert Dr. Antje Yael Deusel als Rabbinerin in der Gemeinde. *Nick Hörmann*

„Jüdisches in Bamberg“ bis zum 1. Juni 2014 in der Stadtgalerie Bamberg – Villa Dessauer, Hainstr. 4a, Bamberg, Telefon 0951.87 1861, museum@stadt.bamberg.de, www.museum.bamberg.de. Dienstag bis Donnerstag von 10 bis 16 Uhr, Freitag bis Sonntag von 12 bis 18 Uhr.

Hof

Gedenkveranstaltung Reichspogromnacht

Am 11. 11. 2013 fand die Gedenkveranstaltung anlässlich der Reichspogromnacht 1938 am Hofer Hallplatz statt. Herr Dr. Gonczarowski erinnerte in seiner Rede an die Verantwortung die wir heute haben, dafür Sorge zu tragen, dass auch die Jugend zu Demokratie und Toleranz erzogen wird, so dass sich die Geschichte von damals nicht wiederholt. Zur Gedenkfeier kamen fast 150 interessierte Bürger und Gemeindeglieder. Unserem Vorsitzenden Herr Dr. Gonczarowski ist es auch gelungen, die Stadtverwaltung zu sensibilisieren, so dass in Hof Straßen und Plätze, deren Namensgeber in Verdacht stehen, sich aktiv im Nationalsozialismus engagiert zu haben, geprüft und gegebenenfalls umbenannt werden. So ist es zum Beispiel schon bei der ehemaligen „General-Hüttner-Kaserne“ in Hof geschehen. Diese Kaserne heißt mittlerweile „Oberfranken-Kaserne“.

Chanukka

Am 1. Dezember 2013 feierten wir im großen Saal der Gemeinde das Chanukka-Fest. Die Leiterin unseres Jugendzentrums Marina Pinis gestaltete zusammen mit den Madrichim und den Kindern unsere Gemeinde ein sehr abwechslungsreiches Programm für Jung und Alt.

Alla Uritzkaja, das Ensemble Shalom und der Kinderchor sangen zusammen mit den Gemeindegliedern zahlreiche Chanukka-Lieder. Auch die Gebrüder Landsmann und ihre Sängerin Stelle Aynbinder ergänzten das Programm mit russischen und hebräischen Liedern.

Für das leibliche Wohl sorgten wieder die Damen Schwalb, Levin, Zina Jeruslavskaja und Khait. Geschenke für die Gemeinkinder verteilten Dr. Khasani und Frau Goldberg.

Zum ersten Mal stellten wir in diesem Jahr einen Chanukkaleuchter im Stadtzentrum auf. An jedem Tag des Chanukkafestes wurde eine Kerze mehr durch unseren Rabbiner, Herr David Goldberg, und Herr Dr. Khasani angezündet. Am ersten Chanukka-Tag verteilten die Kinder auch Sufganiot an alle interessierten Bürger und Gemeindeglieder.

Unser Präsidiums-Mitglied,
der Kinderarzt und langjähriges
Vorstandsmitglied der
Israelitischen Kultusgemeinde Hof,

Dr. Asher Khasani

feierte jetzt seinen 80. Geburtstag.
Wir gratulieren ganz herzlich und
wünschen Glück und Gesundheit

AD MEA WEESRIM SCHANA

**Landesverband der Israelitischen
Kultusgemeinden in Bayern**

Chorkonzert

Gemeinsam mit den „Hofer Symphonikern“ und den preisgekrönten israelischen Chören „Jerusalem Chamber Choir“ und „Tivon Chamber Choir“ gestaltete der Zamirchor unter der Leitung des israelischen Dirigenten und Komponisten Issak Tavior ein Gedenkkonzert am 22. Januar. Unser Vorsitzender, Herr Dr. Gonczarowski, war einer der Hauptorganisatoren dieses sehr schönen und eindrucksvollen Konzertes.

Club Injan

Herr und Frau Levin organisieren ein- bis zweimal im Monat den Club Injan. Bei den Treffen stellen Mitglieder in Vorträgen ihre „alte“ Heimat vor. Natürlich kommen dabei auch die kulturellen Besonderheiten der einzelnen Gebiete zur Sprache und auch kulinarische Kostproben werden vorgestellt. Die Mitglieder, ganz besonders auch die Leiterin des Club Injan, Frau Levin, beteiligen sich auch immer an den Vorbereitungen von Gemeindefesten oder Ausflügen. Wir möchten uns auch auf diesem Wege nochmals ganz herzlich bei ihr bedanken.

Jugendzentrum

Marina Pinis organisiert zweimal im Monat zusammen mit den Madrichim Albert und Artur Nazaryan, Shimon Goldberg und David Cymbalista unser Jugendzentrum. Uns erfreut als Vorstand besonders, dass sich auch die Madrichim immer besser in das Jugendzentrum einbringen und auch versuchen, selbständig und in eigener Regie Aktivitäten für das Jugendzentrums zu organisieren. Dabei kümmern sie sich auch um die jüngsten Gemeindeglieder.

Wir wünschen allen Freunden, Bekannten und Gemeindegliedern **Chag Pessach Kascher WeSameach.**

Regensburg

Chanukka

Am 1. Dezember 2013 haben wir eine Veranstaltung für alle Kinder, ihre Eltern und Großeltern durchgeführt. Frau Ilse Danziger eröffnete die Feier. Sie stellte die Künstler des Jüdischen Theaters Tacheles aus Köln vor. Das preisgekrönte Theaterstück „Dicke Luft auf der Arche Noah“ dauerte ca. 60 Minuten, und mit Humor, Tänzen und Musik machte es den Zuhörern, besonders den Kindern, viel Freude und Spaß. Im Anschluss boten die professionellen Schauspieler für Kinder einen Workshop an. Sie zündeten fünf Chanukka-Kerzen und nach den Segenssprüchen sangen sie mit Gemeindegliedern Josef Chaim Bloch Chanukka-Lieder. Danach erhielten sie Geschenke und wurden zum Kaffee, Tee und Kuchen eingeladen.

Am 5. Dezember 2013 feierten wir den letzten Tag von Chanukka. Viele Gemeindeglieder, unsere Gäste, Freunde und die Vertreter der Öffentlichkeit kamen in die Synagoge. Es herrschte eine festliche Stimmung und alle acht Kerzen brannten. Vorstandmitglied Volodymyr Barsky begrüßte alle

Anwesenden und wünschte ihnen ein Chanukka voller Licht und Freude. Rabbiner Josef Chaim Bloch gratulierte zum Geburtstag unserer ältesten Mitglieder, den Überlebenden des Holocaust, Frau Rachela Schwerdt (89) und Frau Genia Danziger (87). Er wünschte ihnen gute Gesundheit und Masal Tow. Bei dieser Chanukkafeier begeisterte uns die berühmte Klezmergruppe „Nächama-2“ unter der Leitung von Igor Milstein. Mehr als zwei Stunden erklang die angenehme Stimme des ausdrucksstarken Sängers und die Instrumentalmusik des Klezmer-Ensembles. Das mitreißende Unterhaltungsprogramm mit jiddischen, hebräischen und rumänischen Liedern ließ niemanden im Saal gleichgültig. Es war wunderbar und für Essen und Trinken bedankten alle sich herzlich bei Gemeindegöchin Ludmila.

Mir leben ejbik

Am 19. Januar 2014 eröffnete der Klub „Schalom“ seine neue Saison. Diesmal führte er eine Veranstaltung zum Jahrestag der Befreiung von Auschwitz, des Gedenktages für die Opfer des Nationalsozialismus, durch. Die Mitglieder der Jüdischen Gemeinde und des „Freundeskreises Israel in Regensburg“, die Überlebenden Rachela Schwerdt, Genia Danziger und Klara Barska, die Vertreter der Öffentlichkeit und die Stadträte, auch Bürgermeister Joachim Wolbergs, kamen dazu in die Synagoge. Vorstandsmitglied Volodimir Barsky begrüßte alle Anwesenden und bedankte sich herzlich bei ihnen für die gemeinsame Arbeit. Er erinnerte daran, dass der Gedenktag durch den früheren Bundespräsidenten Roman Herzog eingeführt und auf den 27. Januar festgelegt wurde.

Danach stellte der Klubleiter die Liedersängerin und Religionspädagogin Michaela Rychlá aus München vor. „Wir leben ejbik“ hieß ihr Konzert. Emotional, überzeugend und mit wunderbarer Stimme erzählte sie vom Überlebenskampf des jüdischen Volkes. Mit goldener Stimme und mit Gitarre sang sie die jüdischen und hebräischen Lieder aus den Ghettos und Konzentrationslagern. Das Gedenken ging ihr selbst sehr nahe. Das Erinnern an die Opfer der Schoa ist, wie sie sagte, „die Feuerwunde in der Seele der Überlebenden“.

Fast eineinhalb Stunden lang hat die Sängerin alle Zuschauer herrlich unterhalten. Die wahrlich fantastische Vorstellung verging in einem Atemzug und schloss mit den gemeinsamen gesungenen Liedern „Schalom Aleichem“ und „Schma Israel“. Für diese unvergessliche Veranstaltung wurde Michaela Rychlá mit Rosen und stürmischem Beifall belohnt.

Eine Woche vor Purim, Anfang März, gab die Nürnberger Musikgruppe „Klezmeron“ ein vom Zentralrat der Juden in Deutschland gefördertes Konzert im Klub „Schalom“. Fast zwei Stunden klang die rhythmische, instrumentale Klezmermusik der osteuropäischen Juden durch unseren Klub. Die Musiker Mykhailo Synelnykov (Geige, Leier), Natali Lamm (Akkordeon), Jakov Ostrovskyy (Kontrabass), und Radovan Slawitsch (Gitarre, Gesang) unterhielten die Zuhörer mit den Liedern „Jiddische Mama“, „Hawa Nagila“, „Papirosn“, „Schwarze Augen“ und „Ach, Odessa!“ Die traditionelle Veranstaltung

verging in einem Atemzug und endete mit anhaltend langem Applaus.

Purim

Auch zu Purim lud die Jüdische Gemeinde alle Mitglieder und Gäste zu einer gemeinsamen Feier ein. Nach dem Morgengebet und der Lesung der Megillat Esther wurden die Anwesenden zu einem festlichen Frühstücksbrunch in den Gemeindesaal gebeten. In seiner Begrüßung betonte Rabbiner Josef Chaim Bloch, dass jeder von uns bei der Feier alle vier Mizwot von Purim erfüllen müsse. Er erläuterte die Bedeutung der Mizwot und brachte die Gäste mit passenden Worten zum Lachen. Nach dem Brunch (Seudat Purim) und dem gemeinsamen Bentschen konnten die Gäste Geschenkpäckchen erwerben, die dann als Mischloach Manot weiter verschenkt wurden. Anschließend wurde eine Spendentüte herübergereicht, um für bedürftige Menschen in Israel zu sammeln. Die Errettung der Juden durch Königin Esther in Persien feierten die Regensburger mit Hamantaschen, Wein, Saft und Wodka. Auch ein feierlicher Tisch mit verschiedenen Speisen, israelischen Spezialitäten, Kaffee, Tee und Kuchen war von Gemeindegöchin Ludmila vorbereitet worden. Die Ausgelassenheit und das freundliche Lachen der verkleideten Kinder war der beste Beweis, dass die Purimfeier gelungen war. Bürgermeister Joachim Wolbergs war Gast unserer Feier und überbrachte die Grüße der Stadt.

Straubing

Mit einer beeindruckenden tänzerischen Leistung und geschmackvollen Kostümen begeisterte das Showballett „Genesis“ des Jugendzentrums aus München nicht nur die jüdischen Zuschauer im Theater am Hagen. Die von Ballettleiter Stanislav Kukarkov und Trainingsleiterin Viktoria Slavina ausgebildeten Jugendlichen verzauberten mit „ge-tanzter Geschichte“ ihr dankbares Publikum.

Gedenkfeier

Einfühlsam, mahrend und hoffnungsvoll war die Gedenkfeier zur Reichspogromnacht im fast voll besetzten Theater am Hagen. Unter dem Titel „Kol Nidrei – Ich bin der Welt abhanden gekommen“ vereinten sich gedankvolle Reden und eine moderne Inszenierung des Landestheaters Niederbayern zu einem homogenen Ereignis. Mit Blick auf die Zukunft betonte Oberbürgermeister Markus Pannermayr: „Eine Gesellschaft kann ihre Identität nicht durch Ausgrenzung, sondern nur durch ein respektvolles und aufgeschlossenes Miteinander gewinnen.“

Ähnliche Gedanken äußerte auch Anna Deborah Zisler, Geschäftsführerin der israelischen Kultusgemeinde. Sie erinnerte an das „dunkelste und verwerflichste Kapitel der deutschen Geschichte, das spätestens in der Nacht des 9. November 1938 begann“. Das

זכור GEDENKE



Foto: Adam Piechowski

Die jährliche Gedenkstunde des Landesverbandes der IKG in Bayern im ehemaligen Konzentrationslager Dachau findet statt am **Sonntag, 4. Mai 2014, 9.45 Uhr.**

Abfahrt des Busses um 8.45 Uhr in der Briener Straße 50, München

Verbrechen des Holocaust sei ungeheuerlich gewesen. Es stelle sich die Frage: „Wie kann man die Zukunft verbessern, wenn wir aus der Vergangenheit nicht lernen?“

Chanukka

Wie in jedem Jahr wurden täglich die Chanukka-Lichter in der Synagoge gezündet. Frau Appel belohnte die Kinder, die zum Lichterzünden kamen, mit einem kleinen Geschenk. Für die Erwachsenen servierten Frau Morduchovic und ihr Team Latkes oder Krapfen. Am 1. Dezember feierten wir unter dem Motto „Chanukka – ein Familienfest“ alle zusammen im Gemeindesaal.

Im Februar zeigten wir in der Gemeinde einen Film über die Verfolgung der Juden in Böhmen und im Bayerischen Wald, den ein tschechisches Filmteam zum Teil auch in unserer Gemeinde gedreht hatte. Dem Regisseur, Herrn Flidr, sei an dieser Stelle für seine wichtige Arbeit gegen das Vergessen gedankt.

Ein erfreuliches Ereignis stand uns an einem Sonntag im Februar ins Haus. Der Seniorenclub aus Nürnberg besuchte uns und unterhielt uns mit Musikstücken, Anekdoten und Gedichten. Die Stimmung war von Anfang an sehr gut und in entspannter Atmosphäre sangen die Gäste zusammen mit den Gastgeberinnen. Bei Kaffee und Kuchen unterhielt man sich gut und tauschte vielfältige Erfahrungen aus.

Rabbiner Shlomo Appel sel. A.

Im Alter von fast 81 Jahren verstarb der Straubinger Gemeinderabbiner Shlomo Appel sel. A. Er wurde am 31. März 1933 in Arad in Rumänien geboren. 1948 kam er nach Israel und studierte an der Yeshivat Bnei Akiwa. Von 1951 bis 1953 leistete er seinen Wehrdienst in der israelischen Armee.

Seine Frau Jaffa, die ihn bis an sein Lebensende begleitete, heiratete er 1957. Rabbiner Appel erhielt seine Smicha vom israelischen Oberrabbiner und 1989 kam das Ehepaar nach Deutschland.

Vier Jahre war er Gemeinderabbiner und Lehrer in Mainz und Worms, bevor er im Jahr 2000 nach Straubing kam. Seine ganzen Erfahrungen als ausgebildeter Kantor und Tora-Vorleser am Schabbat und an den Feiertagen sowie als Baal-Tokea, als Schofarbläser, kamen hier zum Einsatz. Zuletzt, nachdem es ihm durch seine Krankheit nicht mehr möglich war, im vollen Umfang tätig zu sein, unterstützte er Mendel Muraiti auf seinem Weg als Rabbiner-Schüler.

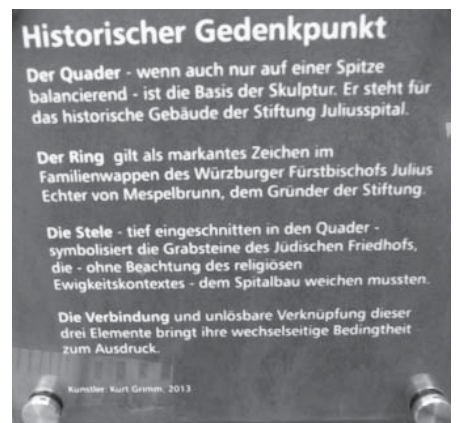
Die Kultusgemeinde Straubing-Niederbayern wird Rabbiner Shlomo Appel sel. A. immer in Ehren gedenken.

Würzburg

Neues Denkmal

Ende 2013 wurde im Innenhof des Juliusspitals in Würzburg ein Denkmal enthüllt, das an die Existenz des Friedhofes der mittelalterlichen jüdischen Gemeinde in Würzburg erinnert. Die Skulptur, vom Kleinrinderfelder Künstler Josef Grimm geschaffen, besteht aus drei ineinandergelagerten Teilen: einem Quader, der das Juliusspital symbolisieren soll, einem Ring, der auf den Gründer des Spitals Fürstbischof von Würzburg und Herzog von Franken Julius Echter von Mespelbrunn hinweisen soll, und einem jüdischen Grabstein, der an den Friedhof erinnern soll. Auf dem Grabstein kann der Betrachter die Inschrift lesen: „AB 1147 JÜDISCHER FRIEDHOF – 1576–80 BAU DES JULIUSSPITALS DURCH JULIUS ECHTER – HEUTE GROSSE SOZIALE STIFTUNG“.

Wer die Skulptur jetzt betrachtet, erkennt, dass durch sie ganz offensichtlich auf einen Widerspruch hingewiesen werden soll. Dies ist in der Tat auch der Fall. Der Widerspruch besteht in der Person des Fürstbischofs, nach dem heute noch in ganz Franken Straßen, Plätze, ja sogar ein Gymnasium benannt sind, ebenso eine Vielzahl von Türmen katholischer Kirchen – die sog. „Echtertürme“. Für viele Menschen war und ist der hohe geistliche Adelige ein großer Bischof, Bauherr und Verwaltungsreformer. In seiner Regierungszeit entstand, neben zahlreichen Renaissancebauten, auch das an der jetzigen Juliuspromenade (mit einem Denkmal des Bischofs in der Mitte) liegende Ju-



Fotos: MBR

liusspital. Das Hospital, für die kranken (katholischen) Armen und Waisen von 1576 bis 1580 erbaut, ist heute eine ganz bedeutende soziale Stiftung der Stadt Würzburg. Echter Grabmal ist im Würzburger Dom zu finden.

Aber es gibt auch eine sehr negative Seite des Fürstbischofs: Er ging im Laufe seiner Regierungszeit unbarmherzig und mit größter Härte und Brutalität gegen alles vor, was nicht in sein von fanatischem Katholizismus geprägtes Weltbild passte. Dazu gehörten in erster Linie die in seinem Staat lebenden Juden: Er vertrieb sie aus Würzburg, zerstörte damit die jüdische Gemeinde und konfiszierte den gesamten jüdischen Grundbesitz, auch das Terrain des 1126 rechtmäßig erworbenen jüdischen Friedhofs an der Pleich.

Die Grabsteine des 1126–1346 genutzten Friedhofs waren zwar bereits Mitte des 14. Jahrhunderts abgeräumt und zum Bau des nahegelegenen Markusklosters verwendet worden, die Toten ließ man aber offensichtlich in Ruhe, denn noch 1450 zahlte die damalige jüdische Gemeinde 300 Goldgulden, um „den Judengarten“, wie der abgeräumte Friedhof hieß, als Kultstätte zu erhalten. Obwohl das Land „auf ewige Zeiten“ gekauft worden war, enteignete es der Fürstbischof 1576, ließ den Friedhof zerstören und auf seinem Grund das heutige Juliusspital errichten. So kann man feststellen, dass die Gründung des Juliusspitals eigentlich – heute gesehen – eine herzlose, schändliche und zutiefst unchristliche Tat des Fürstbischofs war.

Aber nicht nur gegen die Juden ging der hohe Geistliche erbarmungslos vor: er führte im Hochstift Würzburg auch die Gegenreformation mit großer Härte durch und vertrieb fast alle konversionsunwilligen Protestanten aus seinem Herrschaftsbereich. In dieser Zeit erlebten auch die Hexenprozesse in Würzburg einen ersten sehr üblen Höhepunkt.

Das neue eiserne Denkmal ist tatsächlich ein Novum in Würzburg: Es zeigt den einstigen Fürstbischof von Würzburg und Herzog in Franken nicht nur von seiner guten Seite – als Gründer einer heute sehr segensreichen großen sozialen Stiftung, sondern auch von seiner total anderen – als unbarmherzigen, die religiösen Gefühle von Menschen anderer Religionszugehörigkeit total missachtenden Despoten, für den Toleranz ein Fremdwort war. Dafür, dass sich die für das Denkmal Verantwortlichen zu diesem mutigen Schritt entschlossen haben, gebührt ihnen die Anerkennung aller, denen der ehrliche Umgang mit der Geschichte ihrer Heimat etwas bedeutet.

Israel Schwierz

Einstimmung auf den Schabbat

Radio Schalom des Landesverbandes der Israelitischen Kultusgemeinden in Bayern sendet das 2. Hörfunkprogramm des Bayerischen Rundfunks jeden Freitag von 15.05 bis 15.20 Uhr

Jüdische Landgemeinden in Bayern (36)

Von Michael Schneeberger

„In the cosy corner of Franconia“ – Die Geschichte der Juden von Sugenheim

„In the cosy corner of Franconia – in der gemütlichen Ecke Frankens“ lokalisieren Heinz und Thea Skyte [früher Scheidt] den Heimatort ihrer Vorfahren im Marktflecken Sugenheim im mittelfränkischen Dreieck Scheinfeld – Neustadt/Aisch – Uffenheim südlich Markt Bibart. Ich traf das in Leeds in England lebende Ehepaar letztmals bei der Einweihung des Jüdischen Museums in Berlin am 10. September 2001, als sie ihre langjährigen familiengeschichtlichen Forschungen neben dem Internet auch dieser damals neu gegründeten Institution anvertrauten und somit die jüdische Geschichte Sugenheims einem internationalen Publikum zur Verfügung stellen.

Auf halbem Weg zwischen den fast tausendjährigen jüdischen Ansiedlungen von Würzburg [ca. 1100] und Nürnberg [1146], von Bamberg [1097] und Rothenburg an der Tauber [ca. 1100] waren auch in dieser westmittelfränkischen Region schon im 13. Jahrhundert Juden ansässig, die während der Pogrome der Horden des Ritter Rintfleisch im Jahr 1298 wie Jehuda ben Nathan mit seiner Gattin Zippora und fünf Kindern im benachbarten Ort Markt Bibart, auch in Uffenheim, Windsheim und Neustadt/Aisch ermordet wurden.

Sugenheim war in jener Zeit im Besitz des Würzburger Bischofs, der die Adelsfamilien derer von Kottenheim, Castell und Hohenlohe im 14. Jahrhundert mit dem Ort belehnte.

„... ist denen Freyherren von Seckendorff gehörig“

Ab 1390 kam Sugenheim an die adelige Familie von Seckendorff, die bis zum Ende des Alten Reiches im Jahr 1805 in der Region

die Herrschaft über eine ganze Reihe westmittelfränkischer Gemeinden innehatte. Im Jahr 1500 ging der Marktflecken Sugenheim als Lehen des Markgrafen Friedrich von Brandenburg an Hans von Seckendorff-Gutend; eine dort befindliche Wasserburg und vier Anwesen blieben allerdings bis zum Ende des Alten Reichs castellisch.

Dr. Gerhard Rechter, der Direktor des Nürnberger Staatsarchivs, der leider vor zwei Jahren viel zu früh verstarb, hat in jahrzehntelangen Forschungen die Geschichte derer von Seckendorff mit den unterschiedlichen Familienzweigen akribisch untersucht und publiziert. Dabei legte er ein Hauptaugenmerk seiner Arbeit auch auf die Seckendorffschen Judengemeinden vor allem in Oberzenn, Egenhausen, Dottenheim, Ermetzhofen und Sugenheim, deren Anfänge in den letzten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts liegen.

Schon aus der Mitte des 15. Jahrhunderts lassen sich aber Verbindungen der Seckendorff von Jochsberg mit einem Jacob Jud genannt Feifaß erkennen, der am 19. September 1446 die „Nutzgewähr aller Güter des verstorbenen Jorg von Seckendorff in Jochsberg“ erhalten hatte!

Die Vertreibung aus den Städten

Ab Ende des 15. Jahrhunderts wurden die süddeutschen Juden im Zusammenhang mit der religiösen Unduldsamkeit der Zeit und den wirtschaftlichen Veränderungen, die dazu führten, dass nunmehr christliche Händler auch im Kreditwesen tätig wurden, aus den angestammten Städten wie Bamberg [1475], Nürnberg [1499], Rothenburg [1520] und Würzburg [1560] vertrieben und fanden, so sie nicht nach Osteuropa, in die Türkei oder nach Übersee auswanderten, Zuflucht bei den Landadeligen, die in denselben Jahren vom Kaiser mit dem Judenregal bedacht wurden.

Die ersten Juden in Sugenheim

So können wir erstmals im Sugenheimer Salbuch von 1580 einen Joseph Judt finden, der Besitzer eines Gütleins war. Elf Jahre später wird im Haus Nr. 79 gegenüber dem Alten Schloß in Sugenheim neben den beiden im Gültbuch erwähnten Schutzjuden von 1611 bis 1637, Isaac und Josef, ein Jude Moses erwähnt, der dort bis 1635 ansässig war. Danach stand das Haus leer, wohl durch die Wirrnisse des Dreißigjährigen Krieges bedingt. Dieses Gebäude wurde sozusagen zum Stammhaus vieler Sugenheimer Juden, war es doch späterhin das Wohnhaus des schon vor 1717 in Sugenheim ansässigen Isaac, der nach den akribischen Forschungen des Ehepaars Skyte Stammvater der Sugenheimer Familien Schloß, Freimann, Hammelbacher, Hirschmann, Klein, Reichhold, Saemann und damit auch von Heinz Skyte selbst ist.

Wie schon in meinem Aufsatz zur Geschichte der im Oberzennener Judenfriedhof beerdigenden Gemeinden erwähnt², haben die Herren von Seckendorff auch in ihren anderen Gemeinden Oberzenn, Egenhausen und Ermetzhofen seit Ende des 16. Jahrhunderts Juden aufgenommen, wobei allerdings erst nach den Verwüstungen des Dreißigjährigen Krieges durch die Peuplierungspolitik des süddeutschen Adels auch in unseren seckendorffschen Dörfern und Marktflecken von jüdischen Gemeinden gesprochen werden kann.

Nach dem Dreißigjährigen Krieg

Ab etwa 1648 waren in Sugenheim selbst zwei Linien der Adelsfamilien von Seckendorff-Aberdar ansässig, die im Inneren und im Äußeren Schloss wohnten und jeweils ihre eigenen Schutzjuden hatten. Gerhard Rechter hat in seinen ausführlichen Forschungen zu den Hausgeschichten Sugenheims auch die jüdischen Einwohner erwähnt³. Mit dem Juden Isaak Drütinger, der 1669 das Haus Nummer 12 besaß, begann die Nachkriegsgeschichte der Sugenheimer Juden, die innerhalb weniger Jahrzehnte, trotz der Zugehörigkeit zu zwei verschiedenen Schutzherren im Marktflecken, eine der größten jüdischen Gemeinden der Region bildeten.

Die Rabinatszugehörigkeit

So wissen wir aus dem Jahr 1694 von dem Fürther Rabbiner **Issachar Baer Fraenkel**, der nachweislich bis zu seinem Tod 1708 auch für die Sugenheimer Juden zuständig war. Fraenkel stammte aus einer berühmten Rabbinerfamilie, die, vom etwa um 1570 geborenen Yirmijahu Yitzchak haLevi Papiersdorf abstammend, nach der Zerstörung Bayersdorfs im Jahr 1632 nach Wien emigrierte. Die Fraenkels wurden zu einer der reichsten und einflussreichsten Familie der Wiener Kehilla. Dort erhielten sie auch den Namen



Die Schlossstraße in Sugenheim mit den historischen einstöckigen Häusern.

Foto: Schneeberger

Fraenkel, mit dem sie dann 1670/1671 nach der Vertreibung aus Wien durch Maria Theresia teilweise wieder nach Franken kamen⁴. Nach Baermann Fraenkel übernahm sein Fürther Nachfolger Henoch Marx die rabbinische Verantwortung für die Sugeneheimer Gemeinde.

Dessen Nachfolger im Jahr 1729 war der dem ansbachischen Markgrafen verpflichtete Unterrabbiner **Raphael Lazarus** aus Mainbernheim, ein Sohn des Schwabacher Landesrabbiners Aron SCHACH, der neben Mainbernheim hauptsächlich für die dortigen Gemeinden Sickershausen, Hohenfeld, Obernbreit und Marktstefz zuständig war. Er entstammte ebenfalls bedeutender Rabbinerfamilien: Seine Vorfahren waren der 1520 in Krakau geborene REMA Moses Isserles und der 1622 im litauischen Wilna geborene Talmid Chacham Schabtai ben Me'ir haCohen oder auch SCHACH genannt, der mit seinem bekanntesten Werk, „Siphte haCohen“ – „Die Lippen des Priesters“, einen ausführlichen Kommentar zum „Schulchan Aruch“ geschrieben hat und heute noch zu rabbinischen Entscheidungen beigezogen wird. Nachkommen des Raphael Lazarus lebten später mit dem Familiennamen CHARON in Rödelsee und Kitzingen.

Im Jahr 1754 ist als Vorbeter und wohl auch als Lehrer **Schim'on ben Shmu'el Jeiteles** aus Prag in Sugenheim überliefert, ebenfalls einer bedeutenden europäischen Rabbinerfamilie entstammend.

Im Jahr 1790 verstarb nach den Ausführungen von Barbara Eberhardt und Cornelia Berger-Dittscheid⁵, die auf Max Freudenthals Aufsatz über das Kahlsbuch basieren, der 1746 geborene **Jakob Baer Sulzbacher**, der wohl eher als Lehrer denn als Dorf rabbiner in Sugenheim tätig war, da er in das Rabbinerhandbuch von Brocke/Carlebach/Wilke [München 2004] keinen Einlass fand.

Ab 1826 waren die Sugeneheimer Juden dem aus Veitshöchheim stammenden Ansbacher Rabbiner **Moses Höchheimer**⁶ [1755–1835] verpflichtet, der allerdings wegen der großen Entfernung zu seinem Rabbinatssitz manche Anfragen und Streitfälle der Sugeneheimer Juden an den Uehlfelder Rabbiner **Hayum Selz** [1802–1876] delegierte, bis dann ab 1839 Sugenheim in das neu geschaffene Rabbinat Welbhausen bzw. Uffenheim eingegliedert wurde, das bis zu seiner Auflösung im Jahr 1878 von den Rabbinern **Elkan Weimann** [1818–1886], **Aron Simon Flamm** [1834–1865] und **David Hirsch Haas** [1834–1878] geleitet wurde. Die Sugeneheimer Kehilla gehörte danach bis zu ihrer Auflösung in der Nazizeit dem Fürther Rabbinat an, das nach **Isaak Loewi** [1803–1873] von **Jakob Immanuel Neubürger** [1847–1922]⁷, **Jehuda Leo Breslauer** für die Fürther Orthodoxie [1894–1983] und **Siegfried Behrens** [1876–1942 Schoa Izbica] für die liberale Gemeinde geführt wurde.

Aufbau einer Kehilla

Im Jahr 1716 hielten die vier jüdischen Familien Sugenehms ihren Gottesdienst gegen den Willen des herrschaftlichen Hauses in Privathäusern ab, bis sie dann auf Schabbes ins benachbarte Ullstadt gingen, mit dessen jüdischer Gemeinde unter anderem wegen des gemeinsamen Friedhofs enge Verbindungen bestanden, die allerdings vor allem spä-



Ehemalige Synagoge Sugenheim am Beginn der Schlosstraße (früher Judengasse). Foto: Schneeberger

ter bei der zeitweise gemeinsamen Unterrichtung der jüdischen Kinder immer wieder zu Meinungsverschiedenheiten führten.

Der schon erwähnte Chasan der Gemeinde in der Mitte des 18. Jahrhunderts, Shim'on Jeiteles, hat wohl auch durch seine europaweiten familiären Verbindungen zu Kollekte von Josef Hirsch und Beerlein Jakob beitragen können, die die beiden im Jahr 1754 durchführten, um Gelder für die neuerrichtete Sugeneheimer Synagoge auf dem Anwesen Haus Nr. 93 [heute Schlosstr. 35] zu sammeln. Zeitgleich mit dem damals auch verfassten Kah[al]sbuch wurde von Jeiteles und dem Toraschreiber Zvi Hirsch ben Jehuda von Schonungen das Memorbuch der Gemeinde geschrieben, das neben den Erinnerungen an verdiente lokale und überregionale jüdische Persönlichkeiten vor allem die Gebete für den Almemor in der Mitte des Gotteshauses enthielt.

Die Vermögensschätzung der Mitglieder aus dem Jahr 1756 gibt uns einen ersten Überblick über die finanziellen Verhältnisse der Gemeinde und zeigt auf, dass, wie in vielen fränkischen Kehillot, in etwa eine diesbezügliche Dreiteilung normal war:

So gehörten **Jacob Callmann** mit 3000 fl., **Eyssid** mit 2600 fl., **Meyer Jacob** mit 1800 fl. und **Löw** mit 1400 fl. zu den reichsten Sugeneheimer Juden; **Gump** [900 fl.], **Beerlein Callmann** [900 fl.], **Löser** [600 fl.] sowie **Nathan Lazarus** [400 fl.] zur Mittelschicht und **Hirsch** [350 fl.], **Simon Goetz** [200 fl.], **Joseph** [150 fl.] und **Nathan Salomon** [100 fl.] zu den ärmeren Gemeindegliedern.

Die Kehilla hatte also in jener Gründungszeit genug finanzielle Mittel, um eine Synagoge zu errichten, die bis zur Zerstörung der Inneneinrichtung in der Pogromnacht vom 10. November 1938 180 Jahre lang als geistiges Zentrum der Gemeinde diente. Das Ehepaar Skyte schildert in seinem ausführlichen, im Internet publizierten Aufsatz über die Geschichte der Sugeneheimer Gemeinde bis ins einzelne gehend die Feier des Chanukkat-ha-Beit, der Einweihung der Synagoge.

Das Sugeneheimer Kahlsbuch

Für die Selbstverwaltung der jüdischen Gemeinschaft sind seit dem Hohen Mittelalter

verschiedene Verordnungen der jeweiligen Autoritäten bekannt, wie z. B. die Takanot, die Verordnungen Rabbi Meirs von Rothenburg. Zum anderen wissen wir von den unterschiedlichen Judenordnungen weltlicher Herrschaften, die seit dem 15. Jahrhundert vor allem das Zusammenleben von Juden und Christen regelten. Imke König behandelt dies sehr ausführlich in seiner Abhandlung über die Judenverordnungen im Hochstift Würzburg⁸.

Erst im Zusammenhang mit dem Entstehen absolutistischer Staatsverwaltungen nach dem 30-jährigen Krieg haben sich die jeweiligen Herrschaften bemüht, auch das innerjüdische Zusammenleben zu regeln, wie dies zum Beispiel im Juden Schöfflichen Gemeindebuch der kleinen castellischen Gemeinde Rehweiler von „*Salomon Löw dero mahlen Schulmeister und Vorsinger in Röhweiler anno 1737 [...] auf Beföhl dero Hoch Löblich Gnädichen Hörrschaft von Höbrerischen in Teitschen ist abgeschrieben Worden*“ zum Ausdruck kommt⁹.

Ein weiteres und durch seine Veröffentlichung im Internet [<http://www.alemannia-judaica.de/.../Sugenheim...>] bekannteres Beispiel einer jüdischen Gemeindeordnung ist das Kahlsbuch der Sugeneheimer Juden, das vor allem durch die Abhandlung des Nürnberger Rabbiners Max Freudenthal¹⁰ [1868 – 1937] die Verhältnisse in einer kleinen jüdischen Gemeinde Mitte des 18. Jahrhunderts aufzeigt und erklärt¹¹.

Wir erkennen aber auch, dass sich viele der damaligen Sitten und Gebräuche bis zur heutigen Zeit erhalten haben, wenn auch die strikten Bestrafungen für die unterschiedlichsten Übertretungen heute glücklicherweise nicht mehr geläufig sind, sei es nun, dass jemand den Gottesdienst am Montag und Donnerstag nicht besuchte, an dem bekanntlich die Tora ausgehoben wird, sich während des Gottesdienstes mit jemandem zankt, über nichtige Dinge redet – für alle diese Übertretungen musste Strafe gezahlt werden.

Das Kahlsbuch befasst sich mit innerjüdischen Verhältnissen und nicht wie in früheren Zeiten, als hauptsächlich die Abgaben der Juden an die Herrschaft und die Fragen des Zusammenlebens in der nichtjüdischen

Umgebung den Inhalt der Judenordnung ausmachten. Trotzdem wurde das Buch der Gemeinde [= hebr. Kahal] von den beiden Freiherrn Christoph Friedrich von Seckendorff und Christoph Wolfgang Philipp von Seckendorff als Vertreter der Inneren und der Äußeren Herrschaft unterzeichnet und damit besiegelt: „Urkundlich und zu mehrerer Bekräftigung haben Hochfeyherrl. Gnädige Herrschafften dieses Kahlsbuch mit Ihro eigenhändigen hohen Subscription und Vortruckung deroselben angebohrnen Freyherrl. Innsegel zu corrobiren gnädig geruhet.“

Wie spätere Akten zeigen, wurde noch weit bis ins 19. Jahrhundert bei den unterschiedlichsten Streitigkeiten auf das Kahlsbuch verwiesen und oft nach den dort festgelegten Bestimmungen entschieden.

Ihre Nachfolge fanden Gemeindeordnungen wie das Kahlsbuch von Sugenheim oder das Schöffliche Gemeindebuch Rehweilers in den zahlreichen Synagogenordnungen des 19. und 20. Jahrhunderts, die in vielen deutschen Gemeinden das synagogale Leben bis ins Kleinste ordneten – Ergebnis des sprichwörtlichen jekisch-deutschen Ordnungswahns¹².

Bevölkerungsstatistik

Die Gemeinde wuchs in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts von dreizehn Familien im Jahr 1756 auf 22 im Jahr 1792 und schließlich auf dreißig Familien im Jahr 1817 an, wobei die beiden adeligen Familien Seckendorff-Aberdar jeweils der Hälfte der jüdischen Bevölkerung Schutz gewährte. Somit war Sugenheim zu Beginn des 19. Jahrhunderts eine der großen jüdischen Kehillot der Region, die die Nachbargemeinden Obernzenn [20 Familien], Egenhausen [15 Familien], Ickelheim [18 Familien] und Lenkersheim [17 Familien] mindestens um ein Drittel überragte. Auch der Nachbarort Ullstadt, mit dessen jüdischer Gemeinde enge persönliche und gemeinschaftliche Verbindungen bestanden, zählte 1817 nur 10 jüdische Familien¹³. Im Jahr 1840 erreichte die Sugeneheimer Kehilla den Zenit ihres Bestehens mit 160 Gemeindegliedern, doch schon kurz nach dem Emanzipationsedikt von 1861 war die Gemeinde auf 147 Menschen zurückgegangen und nahm bis 1900 mit 92 Personen stetig ab. 1925 lebten nur noch 56 Juden im Ort, 1933 waren es 42, bis schließlich nach der Pogromnacht vom 10. November 1938 die letzten fünfzehn im Marktflecken lebenden Juden, wie überall im antisemitischen Mittelfranken, in den folgenden Tagen aus ihrem Heimatdorf vertrieben wurden. Am 12. Januar 1939 lebte kein Jude mehr in Sugenheim.

Jüdisches Leben im 18. Jahrhundert

Gerhard Rechter hat in seinen Sugeneheimer Hausgeschichten ab 1591 die Wohnstätten der ansässigen Juden aufgelistet. Damals lebte als einer der Ersten der Jude Moses bis 1635 in dem dem Schloss gegenüber befindlichen Haus Nr. 79 am Ortsanfang, das später durch die Kriegswirren leer stand. 1717 kam das Anwesen dann an Familie Saemann. Im Jahr 1830 lebte dort in späterer Generation der Bauer Jessel Saemann, dessen Nachkommen noch bis in die Nazizeit im Ort ansässig waren. Louis Saemann wanderte 1934 nach Holland aus. Die ersten

schon im frühen 18. Jahrhundert in jüdischem Besitz befindlichen Anwesen Nr. 79 bis 83 symbolisieren durch ihre nächste Nähe zum Seckendorffischen Schloss den Schutz der adeligen Herrschaft.

In Rechters 1997 in Neustadt/Aisch veröffentlichter mehrbändiger Arbeit über die Linien Seckendorff-Aberdar und Seckendorff-Hörauf sehen wir dann auf den vier Gemeindeplänen des Marktes Sugenheim von 1743 bis 1830 [S. 126*/127*] die bauliche Entwicklung des Marktfleckens, wobei wir feststellen können, dass nicht nur in Egenhausen und Obernzenn, sondern auch in Sugenheim die Juden zumeist **draußen am Rand** angesiedelt wurden. So befanden sich die Häuser, die großteils zwischen 1796 und 1830 errichtet wurden, in der am nördlichen Ortsrand gelegenen Judengasse Nr. 93 bis 105 [heute Schlossstraße].

Gerhard Rechter hat in seiner Aufzeichnung der Sugeneheimer Schutzjuden von 1717 bis 1803 außer der Feststellung der jeweiligen Schutzaufnahme auch familiäre Verknüpfungen aufgeführt, die ein lebendiges Bild der jüdischen Gemeinde im 18. Jahrhundert geben. So waren allein im Jahr 1770 elf jüdische Familien unter dem Schutz des Äußeren Schlosses, wohingegen im Schutz des Inneren Schlosses nur sechs Familien standen. Die Aufzeichnung dieser Herrschaft über den Schutz geht bis ins Jahr 1717 zurück, die der Seckendorffs im Äußeren Schloss allerdings beginnt erst mit der Notierung der Schutzgelder im Jahr 1743, was allerdings nicht unbedingt heißen muss, dass sie vorher keine eigenen Juden unter ihrem Schutz hatten.

Wie eng die einzelnen Familien in verwandtschaftlicher Verbindung mit den Juden der Umgebung standen, zeigt die Erwähnung von Hochzeiten in und aus Orten der weiteren Umgebung wie Hüttenheim, Obernzenn, Diespeck, Aschbach, Leutershausen, Uehlfeld und Gochsheim, was für manche genealogische Forschung weiterführend interessant sein könnte. Vor allem die Skyteschen Aufzeichnungen über Familie Schloß im Internet geben zusätzlich Informationen, wie sehr an Hand **einer** jüdischen Familie die persönlichen Verknüpfungen über den ganzen fränkischen Raum sichtbar werden können.

Sugeneheimer Archivalien

Die hauptsächlichen Archivalien zur Geschichte der Sugeneheimer Juden befinden sich im Staatsarchiv Nürnberg, wenn auch einzelne weitere Bestände im Centrum Judaicum in Berlin, im Leo-Baeck-Institut in New York und im Zentralarchiv in Jerusalem existieren, die wir aus Zeitgründen allerdings leider nicht vollständig für diesen Aufsatz zu Rate ziehen konnten.

Wie sehr manche Streitigkeiten der jüdischen Gemeinde mit den christlichen Nachbarn durch die Jahrzehnte immer wieder zu Auseinandersetzungen führten, zeigen die beiden 114 bzw. 110 Blatt umfassenden Akten Nr. 73 und Nr. 58 des Bezirksamts Scheinfeld im Staatsarchiv Nürnberg, die einen Zeitraum von 1752 bis 1840 umfassen und vor allem die Probleme zwischen den konzessionierten christlichen Metzgern und der Fleischversorgung der jüdischen Familien behandeln.

Die Fleischversorgung in Sugenheim

Wie schon aus unserem letzten Aufsatz über die Juden von Gaukönigshofen ersichtlich, hatten auch die Sugeneheimer immer wieder Auseinandersetzungen zwischen den konzessionierten christlichen Metzgern und der jüdischen Bevölkerung. Da den Juden aus religiösen Gründen¹⁴ der Verzehr des Hinterviertels am Rind verboten ist, blieb nach dem Schächten auch in Sugenheim immer verzehrbares Fleisch übrig, das an die nicht-jüdischen Nachbarn verkauft wurde. Zum andern geschah es verhältnismäßig oft, dass bei den strikten Schächtregeln manches Fleisch treife wurde, das heißt als unrein angesehen werden musste, aber an Christen ohne weiteres – zumeist verbilligt – verkauft werden konnte.

So hatte man schon im Jahr 1752 eine Abmachung zwischen den 13 ansässigen jüdischen Familien und den lokalen Metzgern verabschiedet, die anscheinend aber nur kurze Zeit hielt: „*dass die Juden mit Schächtung allzu vielen Viehs und Verkaufung des Fleisches ihnen [den Metzgern] und ihrer Nahrung einen Markt Abbruch zufügen, so dass sie hinkünftig mit dem Handwerk nicht mehr leben und liegen könnten*“, und beide Parteien wie 1761 „*kein Theil den andern etwas einräumen wolle...*“. Deshalb wurde Anfang des 19. Jahrhunderts auch wegen des zwischenzeitlichen Anwachsens der Kehilla in 13 Punkten eine neue Vereinbarung aufgestellt, die in dieser Sache wieder Frieden im Ort herstellen sollte, wobei u.a. jeder jüdischen Familie nur eine gewisse Menge an Schlachtvieh zugestanden wird [drei große und sechs kleine Stücke], die Frage, wieviel Juden in einer Woche zugleich schächten dürfen, geklärt sein müsse und was mit den Häuten und dem Unschlitt [d. h. Talg] geschehen solle.

In einem dreizehnten Punkt wird den Juden verboten, 14 Tage vor und 14 Tage nach den christlichen Feiertagen zu schächten; auf christlichen Hochzeiten und Kindstauen Fleisch zu verkaufen; nicht zu Haus, sondern beim Metzger zu schächten; das Pfund Fleisch einen Kreuzer billiger, und wenn der Metzger nicht will, auch woanders zu verkaufen, und das Borschen, das Zerlegen des geschlachteten Viehs, durch den Metzger durchführen zu lassen, so dass schon 1816 von Seiten der Herrschaft genaue Vorschriften diesbezüglich aufgestellt waren, die 1840 nochmals zu ungunsten der Juden präzisiert wurden [Eberhard/Berger-Dittscheid, S. 634].

Die jüdischen Matrikel von 1817

Die 19 jüdischen Familien Sugenehms, die bei den bürgerlichen Namensverleihungen in dreißig Haushaltungen im Jahr 1817 im Marktflecken ansässig waren, bildeten in jener Zeit eine der großen jüdischen Gemeinden der Region, wobei die Familien Freimann, Klein, Hirschmann, Schloß, Hammelbacher, Reichhold und Saemann wie schon erwähnt nach den Forschungen Heinz und Thea Skytes von einem gemeinsamen Stammvater Isaak zu Beginn des 18. Jahrhunderts abstammen. Zusammen mit den Familien Gutmann, Herbst, Winter, Scheiding, Kolb, Brader, Schönfärber, Mackel, Starck, Herold, Weißmann und Riedenberger bildeten sie eine Kehilla, die verwandt-

schafflich mit der näheren und weiteren Umgebung. eng verbunden war, seien es nun z. B. die Familien Schönfärber aus Dornheim oder Stark aus Ermetzhofen.

Die Sugeneheimer Juden ernährten sich zu Beginn des Jahrhunderts noch in althergebrachter Weise hauptsächlich im Vieh- und Hausierhandel. So bildeten die 21 Viehhändler und Schmußer sowie die 22 hauptsächlich mit Schnittwaren handelnden Hausierer den weitaus größten Teil der Gemeinde, zu der auch noch ein Botengeher und zwei Eisenhändler gehörten. Kehla, die Witwe des Gabriel Löser Schloß, lebte von ihrem Vermögen; Hanna, die Witwe Samuel Gutmanns, und Rösle, die Witwe des Herz Reichhold, wurden von ihren Kinder bzw. der Gemeinde finanziell unterstützt.

Wie schwierig es war, in jener Zeit eine Ansässigmachung zu erhalten, zeigt uns der Akt über den Viehhändler **Simon Isaak Schönfärber**, der in seiner ursprünglichen Profession keine Erlaubnis erhielt, einen eigenen Hausstand zu gründen [StaaA NÜ: Landratsamt Scheinfeld, Sign. 3786 – 56 Blatt, 1817/1820, Abgabe 1977]. Der 1782 in Sugeneheim geborene Simon Isaak Schoenfaerber, dessen Verwandtschaft auch im benachbarten Dornheim¹⁵ ansässig war, wollte sich 1817 mit einer eigenen Handelsschaft selbständig machen, was ihm aber von den Behörden verweigert wurde, da er „des deutschen Schreibens unkundig“ war und deshalb „eine zum Betrieb einer Handelsschaft wesentliche Bedingung nicht erfüllen kann.“

Erst nach siebenmaligem Gesuch, dem Abfassen eines im Akt befindlichen deutschen Aufsatzes mit Schriftprobe und der Hochzeit mit Nanette, der Tochter des Wiesenbronner Ortsbarnossen, des Gemeindevorstehers Joel Nathan Klugmann¹⁶, erlaubte man ihm 1819 auf der Matrikelstelle des verstorbenen Hirsch Kallmann den Handel mit Weiß- und Farbleder im offenen stehenden Laden.

Noch zehn Jahre später wurde auch dem **Moses Hirsch Schloß** die Konzessionsberechtigung für die Baumwollweberei vorenthalten [StaaA NÜ: Landratsamt Scheinfeld, Sign. 3762, 16 Blatt, Abgabe 1977], da er nicht genug gewandert sei und neben der nachgewiesenen persönlichen Fähigkeit, dem gesicherten Wohnungsstand Sugeneheim und den gesetzlichen Erfordernissen zur Ansässigmachung wie Militärentlassschein, Leumundsattest, Schul- und Religionszeugnis sowie dem Besitz des elterlichen Anwesens, nur diese dreijährige Wanderschaft nicht nachweisen konnte. Als er dies nachgeholt hatte, konnte er sich endlich auf der Matrikel der Großmutter Kehla Schloß im Ort selbständig machen.

Der Schulunterricht der jüdischen Kinder

Als im Jahre 1821 die neue bayerische Regierung anfragt, wie sich die Schulverhältnisse der Sugeneheimer Juden verhalten, wurde der in Personalunion angestellte Religionslehrer, Chasan und Schächter Simon Loew Aub erwähnt, ein 60 Jahre alter Mann mit Frau und sechs Kindern, der „nämlich mit andern ihm aufgetragenen Geschäften als Schächten, Borschen, Vorbeten, usw. dergestalt fortwährend beschäftigt [ist], dass er den Religionsunterricht nicht gehörig besorgen

kann.“ [StaaA NÜ: LRA Scheinfeld, Sign. 39/9/31/97 – 34 Blatt – Abgabe 2004].

Die Gemeinde hatte nach dem Kahlsbuch mindestens seit der Mitte des 18. Jahrhunderts einen Lehrer, der neben seinen Aufgaben als Chasan und Schochet die religiöse Unterweisung der jüdischen Kinder besorgte, wobei der schon erwähnte, 1790 verstorbene Lehrer und Dorfabbiner **Jakob Baer Sulzbacher** wahrscheinlich der Nachfolger von Shimon Jeiteles war. **Simon Loew Aub**, der Anfang der 1820er-Jahre verstorben ist, folgte Sulzbacher für dreißig Jahre im Amt. Nun kamen durch die Wünsche der neuen Regierung um eine organisierte Schulreform zusätzliche Forderungen auf die jüdische und die politische Gemeinde zu: Das Schulzimmer für die christlichen Schulkinder über der Gemeindegemeinde war zu klein, um auch die 25 jüdischen Kinder aufzunehmen, wie ein Foto im Internet in einer Abhandlung über die Sugeneheimer Schulen zeigt [http://www.sugeneheim.de...], andererseits waren die Sugeneheimer Juden zu arm, um einen zusätzlichen Aufwand für die eigenen Schulkinder zu tragen. [8 Familien in großer Dürftigkeit; nur 6 bis 7 Familien wohlhabend] „und noch dazu, dass man die Vermögensumstände der meisten hiesigen Juden sehr gut kennt, und ihnen hiernach nicht zugemuthet werden kann, noch mehr zu leisten, als was sie gegenwärtig übernommen haben.“

Die Archivalien geben kein genaues Bild von den schulischen Verhältnissen bis 1829. Entgegen der Meinung von Karl Ernst Stimpfig¹⁷ befand sich wohl die ganze Zeit das Schulzimmer neben dem Synagogenraum im Haus Nr. 93 in der Judengasse, heute Schlossstraße 35 [siehe Plan].

Die weiteren Sugeneheimer Lehrer

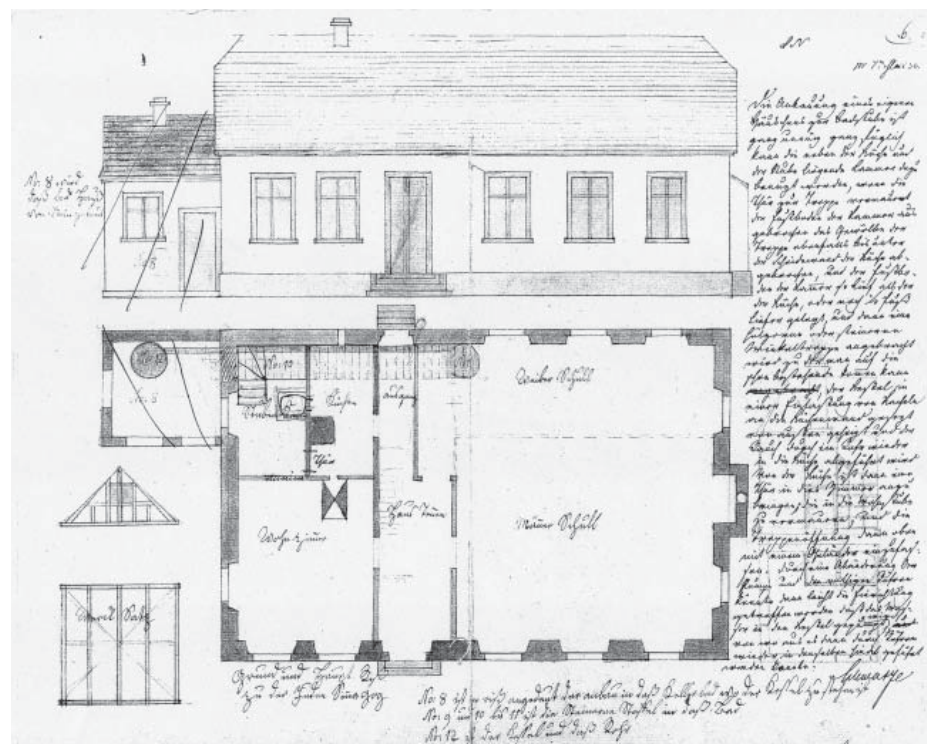
1829 sollte nun eine jüdische Elementar- und Religionsschule eingerichtet werden. Dass die Wahl des neuen Lehrers sehr umständlich wurde, zeigt uns die Akte mit der Signa-

tur 39/10/31/97 – 88 Blatt von 1828 bis 1834 im Landratsamt Scheinfeld [StaaA NÜ, Abgabe 2004].

Nachdem die drei Kandidaten **Abraham Wolf Aub**, der Sohn des verstorbenen bisherigen Lehrers, **Julius Heinrich Dessauer** und **Marx Gotthelf** aus Lehrberg wegen fehlender Kenntnisse oder zu hoher Gehaltsansprüche in Sugeneheim nicht angestellt wurden, hatte die Gemeinde nach langem Hin und Her **Jacob Kannreuther** aus Wannbach in der Fränkischen Schweiz als zukünftigen Lehrer für 150 Gulden Jahresgehalt angenommen, wobei er anfänglich nur als Religions- und Elementarlehrer, aber nicht als Vorbeter der Sugeneheimer Kehilla amtierte.

Die Sugeneheimer Juden hatten sehr unterschiedliche Meinungen zum neuen Lehrer, manche lehnten ihn völlig ab, andere wollten die Wahl des Lehrers der Regierung überlassen. Rabbiner Loewy, der damals noch in Uehlfeld amtierte und von Rabbiner Höchheimer in Ansbach als rabbinischer Vertreter eingesetzt war, erklärte Kannreuther zum befähigten Lehrer. Der Vertrag zwischen Gemeinde und Kannreuther regelte in acht Punkten vor allem die Bezahlung, wobei er für 33 Gulden im Jahr auch als Vorsänger der Gemeinde eingesetzt war. Als Gemeinbeschreiber erhielt er zusätzlich Gebühren für das Abfassen der Ktubot [Heiratsverträge] und bei anderen Casuafällen wie Verlobungen, Ein- und Aussegnungen, Scheidebriefen, Einschreiben eines Verstorbenen in die Sterberegister, Meineidsverwahrungzeugnissen und Ausstellen eines Religionszeugnisses für Handwerkslehrlinge, so dass er insgesamt bei freier Wohnung und Holzabgabe 303 Gulden jährliches Gehalt bezog. [StaaA NÜ: LRA Scheinfeld Nr. 39/9/31/97 – 34 Blatt, 1821/1831, Abgabe 2004].

Im Jahr 1834 stiftete der Altsitzer und ehemalige Vieh- und Güterhändler Löser Löb Herbst ein Legat von 25 Gulden für bedürftige Schulkinder, die von den anfallenden



Plan der Synagoge Sugeneheim. (StaaA NÜ: LRA Scheinfeld, Abg. 2004, Sign. Karton 23, Umschlag 6)

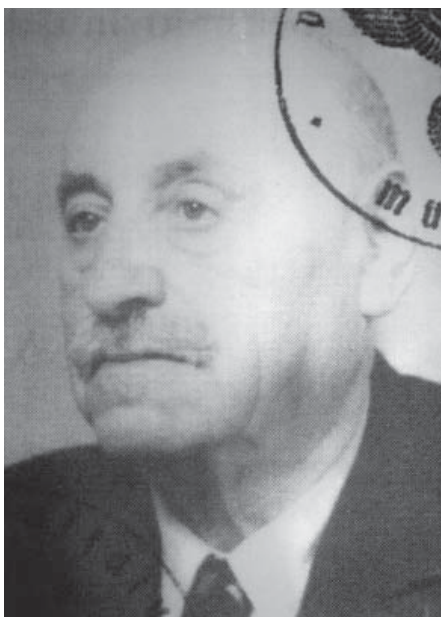
Zinsen mit notwendigen Schulmaterialien versorgt werden sollen. Die Herbstische Schulstiftung wurde „zur dankbaren Anerkennung dieser wohlwollenden Handlung hiermit öffentlich bekanntgemacht“ [StaaA NÜ: LRA Scheinfeld, Sign. Nr. 39/8/31/97, Abgabe 2004].

Jacob Kannreuther amtierte bis zu seiner Pensionierung am 1. April 1866 in Sugenheim, wobei die Schulkinder aus dem benachbarten Ullstadt während seiner Amtszeit mit unterrichtet wurden. Nach seinem Ableben wollten die Ullstädter einen eigenen Religionslehrer anstellen, weil die Sugeneimer sie bei der Suche nach einem neuen Lehrer nicht eingebunden hatten. Die Behörden entschieden allerdings, dass der neue Sugeneimer Lehrer für eine Entlohnung von 50 Gulden zum Religionsunterricht nach Ullstadt kommen solle.

Der Nachfolger Kannreuthers, **Mendel Moses Weißmann** aus Wassertrüdingen, ging also zusätzlich zur Unterrichtung der Sugeneimer Kinder zweimal in der Woche nach Ullstadt, um dort den wenigen jüdischen Kindern Religionsunterricht zu erteilen. Den Elementarunterricht erhielten sie in der dortigen christlichen Schule. Weißmann erhielt im Vergleich zu seinem Vorgänger ein erhöhtes Gehalt von 350 Gulden.

Im Jahr 1869 plante man, ein Schulhaus für die jüdische Gemeinde zu errichten. Durch das 1861 vom bayerischen König verabschiedete Emanzipationsedikt, das Juden freie Berufs- und Wohnungswahl garantierte, übersiedelten allerdings schon viele aus der ländlichen Region in die Städte der Umgebung. Die jüdische Gemeinde verlor somit immer mehr Mitglieder, so dass allein von 1864 bis 1869 die Anzahl der jüdischen Schüler von 34 auf 22 zurückging. Das Vorhaben für ein neues Schulhaus wurde aufgegeben, da Lehrer Mendel Moses Weißmann immer weniger Kinder unterrichten musste. Er verstarb im Jahr 1897, als die Anzahl der Gemeindemitglieder schon unter 100 gesunken war.

Nach Weißmann übernahm für eine kurze Zeit **Isaak Krämer** die jüdische Schule. Er wurde um 1900 von **Heinemann Edelstein** aus Unterriedenberg in der Rhön abgelöst.



Hauptlehrer Heinemann Edelstein (1870–1944)
(Stadarchiv München: Passfoto 1938)

Edelstein unterrichtete bis zur Auflösung der jüdischen Elementarschule im Jahr 1925 die wenigen Sugeneimer Kinder, blieb ihnen aber bis zu seiner Übersiedelung im Jahr 1936 nach München als Religionslehrer und Leiter der Jugendgruppe der Agudas Israel erhalten, ein Zeichen, dass die wenigen Sugeneimer Juden sich der strikt orthodoxen Richtung des ländlichen bayrischen Judentums zugehörig fühlten. Edelstein besuchte im Jahr 1936 seinen Sohn Ludwig, der nach Erez Israel ausgewandert war [StaaA NÜ: LRA Scheinfeld Sign. Nr. 2760, Abgabe 1977], kehrte aber wieder zurück und lebte mit seiner Gattin Jeanette geb. Kahn aus Oberaltertheim bis zu seiner Deportation nach Theresienstadt am 1. Juli 1942 in München. Nur zwei Jahre nach dem Besuch in Palästina bemühte er sich 1938/39 und im Frühjahr 1940 mit aller Kraft, aber leider vergeblich, doch noch nach Palästina auswandern zu können. Hauptlehrer Heinemann Edelstein verstarb am 10. Juni 1944 in Theresienstadt, seine Gemahlin Jeanette wurde schon am 6. Februar 1943 Opfer der Schoa¹⁸.

Die Abwanderung der Sugeneimer Juden

Die in den letzten Jahren publizierten Gedekbücher der jüdischen Opfer des Holocaust in verschiedenen süddeutschen Städten wie Würzburg [9 Einträge], Nürnberg [8 Einträge], Fürth [9 Einträge], Bamberg [5 Einträge] und München [8 Einträge] geben uns viele Beispiele ehemals Sugeneimer Juden, die in die Städte der Umgebung übersiedelten. Doch schon vorher wissen wir von Sugeneimern, die schon in früheren Zeiten, nachdem sie ihren Heimatort verlassen hatten, den Familiennamen Sugeneimer annahmen. So hatte der Kaufmann **Heinrich Sugenheim** im Jahr 1842 [Internet: alemannia-judaica.de/sugenheim], der nach Offenbach „ausgewandert“ war, seinen Geburtsort zum Familiennamen erwählt und weiterhin Verbindungen mit der alten Heimat gepflegt. **Nathan Isaak Sugeneimer** hatte sich Anfang des 19. Jahrhunderts in der großen jüdischen Gemeinde von Theilheim bei Schweinfurt niedergelassen, und **Hermann Samuel Sugenheim** übersiedelte über Fürth im Jahr 1810 nach Frankfurt am Main, um dort in der Schnurgasse, Haus 60, einen Handel in französischen und Schweizer Manufakturwaren zu begründen. Aus seiner Ehe mit Zamira geborene Wertheimer entstammen der Bankier Zacharias und dessen Bruder, der Schriftsteller Samuel Sugenheim [Dietz, Stammbuch Frankfurter Juden, Frankfurt 1907, S. 306].

Wie sich im Einzelfall die Verhältnisse der Sugeneimer Juden während des 19. Jahrhunderts veränderten, wollen wir am Beispiel der Familie Kolb aufzeigen.

Die Kolbs aus Sugenheim

Durch die regelmäßigen Schätzungen der Sugeneimer Juden, die als Grundlage für die anteilige Übernahme der Gemeindkosten alle drei Jahre durchgeführt wurden, können wir auch Familie Kolb bis ins 18. Jahrhundert zurückverfolgen. Der Stammvater der Familie ist wohl **Beerlein Callmann**¹⁹, der bei der Schätzung von 1756 mit

veranschlagten 900 Gulden Vermögen zum Mittelstand der jüdischen Gemeinde gehörte und 1773 noch in Sugenheim nachgewiesen ist. Sein 1737 geborener Sohn, der Viehhändler und Schmuser **Abraham Baerlein**, war wie sein Vater ein Schutzjude des Inneren Schlosses und erhielt den Schutz der Herrschaft erst im Jahr 1788. Nach dem Tod Abraham Baerleins hatte die Witwe Kolb 1821 die Matrikel an ihren 1802 geborenen Sohn, den Zeuchmacher **Baerlein Abraham Kolb**, übergeben, der mit Friederike Sternschein aus Ullstadt verheiratet war. 1845 wurde Baerlein Kolb mit 800 Gulden veranschlagt, was damals eher einem Vermögen im unteren Drittel der Gemeindeskala entsprach, da die Kehilla und viele ihrer Mitglieder im Laufe der vergangenen 100 Jahre wohlhabender geworden war.

Nach der Meinung Bernhard Kolbs, von 1923 bis 1943 Geschäftsführer bzw. Vorstand der großen jüdischen Gemeinde in Nürnberg, hatte sein Urgroßvater Abraham Kolb den Familiennamen in Anlehnung an den des Vorfahren Kallmann erwählt, wobei noch zu beachten ist, dass in den Matrikeln des Nürnberger Staatsarchivs von 1813 anfänglich „Kalb“ statt später „Kolb“ zu lesen ist, was einerseits auf die Herkunft [Kallmann] und andererseits auf den Beruf [Kalb = Viehhändler] der Familie hinweist.

Die Kinder Baerlein Kolbs waren Hermann [*5.2.1853] und Sara, die mit Anselm Kahn²⁰ aus Rieneck verheiratet war. Der spätere Pferdehändler **Hermann Kolb** erwirtschaftete in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein ansehnliches Vermögen, so dass ihn die Gemeinde im Jahr 1891 bei einer neuerlichen Schätzung statt auf 12.000 auf 18.000 Mark einstufte, worüber er sich – allerdings ohne Erfolg – beschwerte [StaaA NÜ: LRA Scheinfeld, Abg. 2004, Sign. Umschlag 13, Karton 82]. Hermann Kolb verstarb kurz nach 1891 und die Witwe Emma geb. Baer aus Roth übersiedelte wegen der besseren Ausbildungsmöglichkeiten mit ihren sechs Kindern nach Nürnberg.

Das Schicksal dieser sechs Kinder zeigt beispielhaft die Wege süddeutscher Juden auf, die Jahrhunderte lang in Deutschland ansässig, trotz allen Blutzolls im Ersten Welt-



Herbert Kolb (*1922 in Nürnberg)
(Collection Herbert Kolb)

krieg, aus der deutschen Volksgemeinschaft ausgemerzt wurden. So hatte Familie Kolb die drei Söhne Siegfried [*1.12.1883], August [*11.11.1886] und Stefan [*1.3.1891] als Opfer des Ersten Weltkrieges zu beklagen; die mit Mendel Singer verheiratete Tochter Babette [29.1.1889] wurde, wie auch der Bruder Hugo [*15.2.1890] mit seiner Familie, in der Nazizeit ermordet²¹.

Nur der älteste Sohn der Familie, der schon erwähnte, in Sugenheim geborene und in der Nürnberger Gemeindegemeinde tätige Bernhard [1882–1971] überlebte mit seiner Ehefrau Reta geb. Hessdörfer [1892–1982] und dem Sohn Herbert [*1922] den Holocaust im Ghetto Theresienstadt. 1943 deportiert, kehrten sie 1945 nach Nürnberg zurück und emigrierten im Januar 1947 in die USA, wo sie in Vineland, New Jersey lebten. Die Tochter Erna [*31.7.1923] verstarb mit der neugeborenen Tochter im März 1945 im KZ Bergen-Belsen, ihr Ehemann, der 1905 in Mühlfeld in Unterfranken geborene Lehrer Julius Neuberger wurde in Auschwitz ermordet²².

Bernhard, Reta und Herbert Kolb konnten als Augenzeugen des Schicksals der jüdischen Gemeinde Nürnberg während der Nazizeit viele unbekannt Informationen über jene Zeit geben, was umso bedeutsamer ist, als die meisten schriftlichen Quellen und Überlieferungen noch vor Ende des Krieges in Nürnberg vernichtet wurden. Ihre Erinnerungen und die in den USA befindliche diesbezügliche Privatsammlung „zählt heute aufgrund ihres Umfangs sowie des historischen Wertes der zusammengetragenen Quellen zu den bedeutenden Einrichtungen dieser Art“²³.

Das Stadtarchiv Nürnberg hat eine Auswahl der Kolbschen Sammlung auf 23 Ausstellungstafeln reproduziert, die öffentlichen Einrichtungen kostenfrei zur Verfügung gestellt werden kann.

Sugenheim nach 1900

Von 1900 bis 1914 sank die Anzahl der Sugeneimer Juden um ein Drittel von 92 bis auf etwa 63 Personen. Trotz dieser geringen Mitgliederzahl verlor die Gemeinde im Ersten Weltkrieg – neben den auswärtigen, in Sugenheim geborenen Brüdern Kolb, dem inzwischen in Ansbach wohnhaften, 1885 geborenen Hermann Schloß und Heinrich Walter [*1884], dessen Familie inzwischen in Bamberg ansässig war – weitere fünf noch im Ort wohnende junge Männer, deren Namen auf dem 1921 am Schloss der Familien Seckendorff errichteten Kriegerdenkmal heute der einzige Hinweis auf eine Existenz von Juden in Sugenheim sind:

So künden die Namen von Albert Reichhold [*21.4.1890], Louis Reichhold [*7.6.1884], Philipp Saemann [*27.7.1896], Hugo Schloß [*8.8.1889] und Dr. Julius Schloß [*3.9.1889] von dem „in treuester Pflichterfüllung für Volk und Vaterland“ abgeleiteten Militärdienst bis in den Tod. Doch schon wenige Jahre nach Ende des Krieges war dies vergessen: Auch in Sugenheim machte sich in den Jahren der Inflation in den frühen 1920er-Jahren die antisemitische völkische Bewegung breit, und in den Reichstagswahlen von 1924 wählten von den 303 an der Wahl beteiligten Bürgern 149 den rechtsextremen Völkischen Block. Kurz vorher wurde nach dem Hitlerputsch von 1923 und im Zusammenhang mit den Umtrieben der rechts-

extremen Offizierswitwe Andrea Ellendt im benachbarten Unterfranken das Anwesen eines jüdischen Bürgers gestürmt, wobei es zu Schießereien und Misshandlungen kam.

Nach 1933

Nach 1933 verließen alle noch ansässigen Juden den Markt. Eine Akte über die Ausreise von Juden in den Orten der Region gibt nähere Auskünfte über einige Sugeneimer Juden [Staa NÜ: LRA Scheinfeld Nr. 2769 1933/1940, ca. 30 Vorgänge, nicht sortiert].

Die aus Schwanfeld stammende Rosa Hausmann geb. Heimann verließ wie auch Familie Geiger, Sigmund Schloß mit Gattin Ida und das Ehepaar Seelig den Ort, um in die Vereinigten Staaten von Amerika auszuwandern. Der 1907 geborene Theodor Saemann und der 53-jährige Kaufmann Louis Saemann wanderten in die Niederlande aus.

Ein Beispiel der Verwertung jüdischen Vermögens und seiner „Entjudung“ zeigen die Vorgänge um den Besitz des Gabriel Gutmann, der 1938 ins jüdische Altersheim nach Würzburg übersiedelte und dort am 25. September 1939 verstarb. Er hatte seine Habe zu vier Teilen dem jüdischen Altersheim, dem Verwandten Albert Saemann, der in Stuttgart wohnenden Clara Lissberger und seiner langjährigen nichtjüdischen Haushälterin Dorothea Kilian vermachte. Weitere Erben waren die in Jerusalem wohnende Rosa Saemann und der nach Holland ausgewanderte Philipp Saemann. Es lässt sich also vorstellen, dass die Abwicklung des Erfalls in normalen Zeiten eine schwierige geworden wäre, doch es scheint, dass keiner der Erben etwas erhielt, da die Gemeinde Sugenheim den Besitz für eine Turnhalle, ein HJ-Heim und einen NSV-Kindergarten enteignete. Auch die christliche Dorothea Kilian wurde nicht bedacht²⁴.

1936, als die letzten Juden den Nachbarort Ullstadt verlassen hatten, die in den letzten Jahrzehnten schon der Sugeneimer Gemeinde zugehörig waren, wurde das Gebiet der jüdischen Gemeinde Ullstadt aus religionsgesellschaftlichen Gründen auf die Sugeneimer Gemeinde übertragen, um damit den jüdischen Friedhof in den Besitz der nächstliegenden, noch bestehenden jüdischen Gemeinde zu bringen.

Die Pogromnacht vom 9. auf den 10. November 1938

Als Nazis in den frühen Morgenstunden des 10. November 1938 die Fenster der kleinen Sugeneimer Synagoge einwarfen und Feuer legten, hatte sich um das Gebäude wie überall in Deutschland eine schaulustige Menge angesammelt. Die Feuerwehr hatte zwar im Gegensatz zu anderen Orten zu löschen versucht, doch der Innenraum des Gotteshauses war nicht mehr zu retten. Die in der Synagoge befindlichen Ritualien der Sugeneimer und der kurz vorher aufgelösten Ullstädter Gemeinde sind seither verschollen. Die wenigen noch im Ort ansässigen Juden wurden ins Feuerwehrhaus gesperrt, die drei Männer Louis Saemann, Max Schloß und Max Saemann über Nürnberg ins KZ Dachau „verschubt.“ Vom 11. November bis 16. Dezember 1938 verließen die letzten Sugeneimer Juden den Ort. Eine

fast vierhundertjährige Geschichte hatte aufgehört zu bestehen.

In wenigen Jahren wurde aus der „Cosy corner of Franconia“, der gemütlichen Ecke Frankens, eine menschenverachtende rücksichtslose Region, die in vielem noch die barbarischen Verhältnisse anderswo überstieg.

AL TISCHKACH – Vergesst nicht!

Fußnoten

- 1 Gerhard Rechter: Die Archivalien der Grafen und Freiherren von Seckendorff [u.a. Schlossarchiv Sugenheim], Bd. 1–3, Nr. 538, München 1993.
- 2 Michael Schneeberger: Draußen. Am Rand, in: Gisela Naomi Blume: Der jüdische Friedhof Oberzenn, 1613–2013, Nürnberg 2013, S. 9–38.
- 3 Gerhard Rechter: Die Seckendorff – Die Linien Aberdar und Hörauf, Neustadt/Aisch 1997 – Teil 2.
- 4 Siehe auch: Serie Landgemeinden Nr. 22 – Chanukka 5769–2008, S. 29/30 [Baiersdorf].
- 5 Kraus/Hamm/Schwarz [Hrsg.]: Mehr als Steine ..., Synagogen-Gedenkband Bayern [Mittelfranken], Lindenberg 2010, S. 632–638 [Sugenheim].
- 6 Rabbinerhandbuch I/1, S. 416; I/2, S. 810; I/2, S. 888/889; I/1, S. 309–310; I/1, S. 403.
- 7 Brocke/Carlebach/Jansen: Biographisches Handbuch der Rabbiner: Teil 2 – Die Rabbiner im Deutschen Reich 1871–1945, München 2009 [II/2, S. 451; II/1, S. 101/102; II/1, S. 66/67].
- 8 Siehe auch: Serie Landgemeinden [21] – Kitzingen, Nr. 107, Rosch haSchanah 5769–2008, S. 33.
- 9 Fürstlich Castellisches Archiv, Castell: Die Schutzjuden von Rehweiler 1787–1826, Sign. D 8 – 3, Ämter 43.
- 10 Rabbinerhandbuch II/1, S. 200–203 – 2157.
- 11 Max Freudenthal: Die Verfassungsurkunde einer reichsritterlichen Judenschaft. Das Kahlbuch von Sugenheim, in: Zeitschrift für die Geschichte der Juden in Deutschland 1 [1929], S. 44–68.
- 12 Siehe: Staatsarchiv Nürnberg, BA Uffenheim Nr. 2779, Abg. 1930 [Synagogenordnung Mittelfranken 1838].
- 13 Siehe: Staatsarchiv Nürnberg: Die Judenmatrikel 1813–1861 für Mittelfranken [CD], München–Nürnberg 2003.
- 14 Siehe Chumasch: Bereschit „Wajschlach“ 32, 32 [Der Kampf Jaakovs mit dem Engel].
- 15 Schneeberger: Stammbaum Schönfärber/Dornheim, Würzburg 2013 [Hoenlein Genealogie Projekt].
- 16 Schneeberger, Stammbaum Klugmann/Wiesnbronn, Würzburg 2008 [Hoenlein Genealogie Projekt].
- 17 Karl Ernst Stimpfig: Die Juden in Sugenheim und Ullstadt, Scheinfeld 2001.
- 18 Stadtarchiv München [Hrsg.]: Biographisches Gedenkbuch der Münchner Juden 1933–1945, München 2003, Bd. I, S. 282.
- 19 Der Name Beerlein oder Baer [hebr. Dov] hat sich in der Familie bis ins 20. Jahrhundert als Bernhard erhalten.
- 20 Siehe Schneeberger, Michael: Stammbaum Kahn/Rieneck, Würzburg 1990 [Hoenlein Projekt].
- 21 Leo Baeck Institut, New York: Bernhard Kolb Collection [Internet].
- 22 Strätz, Reiner: Biographisches Handbuch Würzburger Juden 1900–1945, Würzburg 1989, S. 405.
- 23 Stadtarchiv Nürnberg: Ausstellungsflyer – „Der Dank des Vaterlandes ist Euch gewiss“, 18.6. bis 22.11.2013, Neustadt/Aisch 2013.
- 24 Staa NÜ: LRA Scheinfeld, Nr. 3773, 1939–1945 – 66 Blatt [Einsatz jüdischen Vermögens].

Пессах – от общего к частному

Два названия

Несмотря на то, что исход знаменует собой возникновение народа, было бы неверно думать, что при этом теряется или сходит на нет роль индивидуума. Попробуем проследить эту роль. Начать следует с простого, но оттого не менее верного факта, что тот народ, который вышел из Египта и стал благодаря этому собственно *народом*, складывается из отдельных личностей, которые не растворяются в общности. Рабство, свобода (в первую очередь свобода выбора) — это категории, теряющие смысл в том случае, когда их применяют к целому народу. Народ — понятие абстрактное, а рабство или свобода подразумевают вполне конкретные явления. Но тем примечательней, что и Тора, которая с большой осторожностью относится к своим словам, достаточно часто прибегает именно к этим терминам.

Слово *Ам* (עַם) — народ — впервые употребляет по отношению к евреям фараон: *Вот, народ сынов Израиля, многочисленное и сильнее нас* (Исх. 1,9). Однако в этой фразе присутствует и другое важно обозначение: *сыны Израиля, Бенé Йисраэль* (בְּנֵי יִשְׂרָאֵל) — слово, которое применяется уже по отношению к семьям потомков Якова. Нетрудно заметить, что всё последующее повествование об Исходе (первые пятнадцать глав книги Исход) построено на соотношении этих двух терминов. Воздействие усиливается ещё и тем, что оба слова используются на протяжении этого отрывка примерно одинаковое количество раз (около пятидесяти). Какое же значение вкладывает Тора в то или иное название в зависимости от контекста?

Народ

Это слово означает «общность», единство, в котором личность играет второстепенную роль. Во всех случаях, где Тора его использует, подчёркивается действие или участие всего народа как единого целого: Всевышний говорит Моисею, который не хочет идти к евреям и фараону, ссылаясь на своё косоязычие: «(Твой брат Аарон) будет говорить с **народом**» (Исх., 4,16). Фараон говорит Моисею и Аарону: «Зачем вы отвлекаете **народ** от дел его?» (5,4), далее говорится: «И приказал фараон в тот же день притеснителям **народа** и надзирателя» (5,6). Народ — это также объект избранности и знамений Всевышнего: «И сделал (Моисей) знамения перед **народом**» (4,30); Моисей обращается к Всевышнему в своём гимне после пересечения Чермного моря: «**Народ**, который ты создал» (15,16), «**Народ**, который ты избавил» (15,13); Всевышний обращается к Израилю как к народу: «Я возьму вас себе **народом**» (6,7). Народ может действовать как единое целое, но далеко не всегда эти действия положительны: «И возроптал **народ** на Моисея...» (15,24), и позже, на протяжении всего рассказа о золотом тельце, перед нами выступает исключительно *народ*, «ам». Но этот же самый народ как один человек принимает на себя заповеди: «И отвечал **народ** в один голос: Все слова, которые говорил Господь, исполним» (24,3).

Действия народа в качестве единого целого, несомненно, необходимы — но лишь тогда, когда они находятся под жёстким контролем, когда им не позволено выплеснуться наружу разрушительной волной массового психоза, как это произошло в эпизоде с тельцом. Народ-участник откровения легко может стать соучастником греха.

Сыны Израиля

«Сыны Израиля» — тоже определение евреев, но там личность не уходит на второй план. Недаром вторая книга Пятикнижия, которая называется на иврите *Шемот*, «Имена», начинается с перечисления имён конкретных людей, потомков Якова («Вот имена сынов Израиля...»). Если после обобщающего слова *Бенé Йисраэль* Тора переходит к перечислению имён, значит, она хочет подчеркнуть что за этим названием стоит не масса, а конкретные люди, со своими именами и судьбами. И действительно, в рассказе об Исходе это

обозначение евреев используется для того, чтобы указать, что здесь речь идёт не столько о судьбе всей нации, сколько о судьбе каждого её представителя: «И поработили египтяне **сынов Израиля** тяжкой работой» (1,14), «И стесали **сыны Израиля** от работы» (2,23). В этих стихах общее страдание переносится на страдание каждого отдельного человека. Торе здесь важно не то, что весь народ подвергался гонениям, а то, что это касалось в равной мере каждого *конкретного* человека, что не вообще «народу» приходилось туго, но что *каждый* чувствовал на себе взгляд надсмотрщика. И поэтому Господь слышит не только молитву всего народа («Я увидел страдание **народа** моего в Египте» (3,7)), но и каждого отдельного человека: «И увидел Бог **сынов Израиля**» (2,25), «Вопль **сынов Израиля** дошёл до меня» (3,9), «Услышал я стесания **сынов Израиля**» (6,5).

Египтяне и евреи — это два *народа*, противостоящие друг другу, и как две общности они равны: «И сказал (фараон)

народу своему: Вот **народ** сынов Израиля» (1,9). Грань между ними протекает не на национальном, а на личном уровне, поэтому Тора говорит после того, как окончился падеж скота египтян: «Из скота **сынов Израиля** не умерло ничего» (9,6), и далее, после града: «Только в земле Гошен, где **сыны Израиля**, не было града» (9,26), и ещё: «У всех же **сынов Израиля** был свет в их домах» (10,23). То, что за наименованием *Бенé Йисраэль* стоит не просто масса людей, а каждая конкретная личность, слышно так же из слов: «Так скажи **сынам Израиля**: Господь, Бог отцов ваших, Бог Авраама, Бог Ицхака и Бог Якова, послал меня к вам» (3,15): это обращение к *каждому конкретному человеку*.

Особенный интерес вызывают те места в рассказе об Исходе, где явно обыгрываются оба обозначения евреев, снабжающиеся при этом иным, не лежащим на поверхности смыслом. Рассмотрим два диалога Всевышнего и Моисея: «А теперь иди, и я пошлю тебя к Фараону, и выведи **народ мой, сынов**



Золотая Аггада, Испания, начало XV-го в.

Израиля из Египта» (3,10) Здесь оба названия связаны: Господь велит Моисею вывести не только весь народ, но и –



на психологическом уровне – достучаться до каждого человека. Моше отвечает: «Кто я, чтобы идти к Фараону, и как вывести я сынов Йисраэля из Египта?» (3,11). И далее: «И сказал (Господь): Когда ты будешь выводить народ из Египта... И сказал Моше Всевышнему: Вот, я приду к сынам Йисраэля и скажу им „Бог отцов ваших послал меня к вам“, а они скажут мне „Как его имя?“ Что сказать мне им?» (3,12-13).

В обоих случаях возможно предположить, что перемена названия в устах Моисея обоснована психологически: Он не сомневается в возможности посредством чудес и знамений добиться того, чтобы весь народ согласился добровольно и охотно покинуть Египет и пуститься в путь, который ведёт в неизвестность. Но станет ли этот всенародный исход действительно внутренней потребностью каждого отдельного человека? Возможно ли разбудить в сердце каждого человека, с его уникальной психологией, искреннее желание пойти на этот шаг? Моисей сомневается в этом, и, как мы увидим в дальнейшем, опасения его небезосновательны.

Пятая часть

На стих в книге Исход 13,18, который гласит: «И вышли сыны Израиля вооружённые («хамушим») из земли Египетской», существует целый ряд объяснений, поскольку не совсем ясно, о каком «оружии» в данном случае может идти речь. Один мидраш, однако, понимает это слово не как «вооружённые», а возводит его к корню Х-М-Ш, от которого происходит слово «хамеи», пять, так что значение всего стиха меняется: «И вышла пятая часть сынов Израиля из земли Египетской». Что же это за пятая часть? Некоторые говорят, что Египет покинула только пятая часть живших там евреев, потому что большинство погибло во время трёхдневной тьмы, девятой из десяти казней. Средневековый комментатор, р. Авраам ибн Эзра (11.-12. век, Испания, Италия, Франция), впрочем, категорически с этим объяснением не согласен: «Это одиночное и к тому же спорное мнение, которое ни в коем случае нельзя считать общепринятым. ... Ведь от тех казней, от которых умирали египтяне, евреи не умирали. Так как же может быть, чтобы от казни, от которой не умер ни один египтянин, умерло столько евреев, что осталась лишь пятая часть? И как Тора может при этом писать „А у сынов Израиля был свет в жили-

щах“ (10,29)...? ... Впрочем, возможно, что в этом комментарии скрыта какая-то тайна». Что это за тайна? Р. Ибн Эзра не отвечает на этот вопрос, но нельзя исключить, что под пятой частью имеются в виду не те, кто физически покинул Египет, а те лишь, кто был духовно готов к этому. Четыре пятых – собственно «народ» – это те, кто будет нескончаемо повторять: «Мы помним рыбу, которую мы ели в Египте даром, огурцы и дыни, и зелень, и лук, и чеснок» (Числа 11,5), это те, кто никогда не забудет «горшок с мясом», у которого они, так им по крайней мере хочется думать, пировали в Египте. Поэтому не случайно Тора, как её понимают некоторые комментаторы, говорит, что из Египта вышла «пятая часть сынов Израиля» – «народ» вышел целиком, но лишь пятая часть конкретных людей, смогла выйти по-настоящему. Нельзя более точно выразить всю психологическую подоплёку Исхода.

Помни, что рабом был ты в земле египетской

Можно на множестве отдельных примеров проследить, как использование различных названий подразумевает разные смысловые нагрузки, стоящие за каждым из них. Обобщая, можно сказать, что Тора вполне отдаёт себе отчёт, что не всегда можно воспринимать народ как единый организм и разговаривать с ним, как с одним человеком. Все требования, которые Тора выдвигает по отношению к обществу, она выдвигает и по отношению к каждому человеку. Поэтому важно не терять из виду возможность и необходимость проецирования общих требований на каждого индивидуального человека. Все заповеди Торы можно разделить на два типа: на те, которые требуют от нас конкретных действий (построить сукку, съесть кусок мацы и т.д.), и те, которые требуют от нас что-то понять, осознать, вспомнить: «Помни, что рабом был ты в земле египетской», «Помни, что пришельцем был ты в земле египетской». Выполнение этих последних заповедей происходит не через конкретное действие, а через сознание человека. Казалось бы: как можно требовать от всех людей одинакового чувства и восприятия? Ведь такие явления, как понимание и



осознание чего-либо, воспоминание о чём-либо – это психологическое, индивидуальное нечто, которое у разных людей реализуется по-разному. Поэтому было бы некорректно, если бы эти заповеди не делали поправки на личность человека. Вот каким образом осуществляется это поправка на примере требования «Помни, что рабом был ты в земле египетской» (Втор. 5,15) и знаменитого постановления мудрецов «В

каждом поколении каждый должен видеть себя так, как будто это он сам вышел из Египта» (Мишна, Пессахим 10,5). Сложность в исполнении этих заповедей двойная. С одной стороны, как может человек помнить то, что с ним не происходило? С другой стороны, какой смысл в разыгрывании некоего представления, которое должно заставить нас почувствовать себя на месте наших предков? На самом же деле, эти заповеди возможно понять иначе: Все люди различны, они различны даже в самые важные моменты их национальной истории. И тем более мы, живущие сегодня, мало похожи на наших предков, которым довелось присутствовать при Исходе. Поэтому невозможно понимать эти заповеди как «Будь таким, как твой предок, покидавший Египет», или «Сделай вид, что ты помнишь, как был рабом в Египте». Если понимать эти заповеди таким образом, то получится, что Тора требует от нас разыгрывать маскарад, в то время, как объяснение загадки лежит в правильной интонации: «Помни (ты, именно ты, а не весь народ), что был ты рабом в земле египетской», **«Каждый»** (именно **каждый**) должен чувствовать себя так, как будто это он вышел из Египта — он, а не его предок. При таком понимании всё становится на свои места. От нас, живущих в своем времени, наделённых своими особенностями характера, знаниями и привычками, нельзя требовать стать человеком, жив-

шим три тысячи лет назад, с его кругозором и его представлениями о земле и небе. Нужно понять и прочувствовать, что значит — быть рабом и вновь обрести свободу, **оставаясь самим собой**. Понять про себя: «Что бы почувствовал, подумал, сказал я, если бы это **со мной** говорил Всевышний в пустыне, если бы это **предо мной** разверзлось море — вопреки моим знаниям и моему опыту; если бы **мне** пришлось покинуть страну, в которой предки мои жили сотни лет». Легче всего сказать: «Тогда люди были глупее, их было несложно обмануть», и гораздо сложнее признать все истиной и взять на себя ответственность за это решение. В конечном счёте, способность видеть себя в истории своего народа, во многом вопрос личной смелости, способности противостоять миру. Вера, которая продолжает существовать лишь как дань традиции, построена на очень слабом фундаменте, если за ней не стоит весь человек. Одна лишь приверженность к обычаям предков была бы не способна сохранить веру на протяжении трех тысяч лет, если бы она не поддерживалась каждым отдельным человеком, готовым примерить её на себя.

Владислав Зеев Сленой

Менделе Мойхер-Сфорим, «Фишке дер Крумер» биография

Местечко Копыль в минской губернии, где 2 января 1836 года родился будущий крупнейший еврейский лингвист, журналист, писатель и общественный деятель и Менделе Мойхер-Сфорим (Менделе-«Книгоноша»), по паспорту — Шолом Яков Абрамович, было в девятнадцатом веке не самым захудалым местом в мире — там имелось шесть лавок, три школы и два еврейских молельных дома. Отец Менделе, вольнодумец и раввин, умер, когда мальчику было четырнадцать лет, семья впала в бедность, и Менделе, знавший иврит и раввинистическую литературу, ушёл из дома — он бродил по местечкам, изучал еврейские книги и столовался у еврейских общин. Через три года Менделе ненадолго вернулся в родные края, продолжил изучение религиозных трудов и стал сочинять стихи на иврите, а потом подружился с бродягой Аврелмом Хромым и отправился в скитания по Украине и Литве. Поддавшись уговору родственников, Менделе осел в Каменец-Подольске, женился, получил место учителя и приступил к активной помощи беднякам — организовал общество дешёвых кредитов и библиотеку, помогал еврейским мальчикам поступить в Житомирское училище, готовившее раввинов, но журналистики и литературы не оставил, напротив — к этому периоду относятся наделавшие много шума статьи «О необходимости образования» (1857) про обучение еврейских детей русскому языку и профессиям, «Мирное суждение» (1860) — о неудовлетворительном состоянии ивритоязычной литературы... Литературная работа была для Менделе, в первую очередь, деятельностью просветительской — он переводил на идиш книги, которые, по его мнению, были необходимы для подрастающих еврейских детей, например, роман Жюль Верна «Пять недель на воздушном шаре». Мойхер-Сфорим подружился в Каменец-Подольске с Авраамом Готлобером — поэтом, публицистом и переводчиком, долгое время стоявшим на позициях Гаскалы — еврейского интеллектуального течения, возникшего в 1770 году в Германии и проповедовавшего борьбу с культурной обособленностью евреев. Готлобер увлёк Мойхера-Сфорима «революционными» идеями, упавшими на благодатную почву, ведь Менделе-Сфорим знал не понаслышке, как печальна жизнь евреев-бедняков, и перо его было остро! Произведения Менделе-«Книгоноши» клеймили воровство, взяточничество, алчность и душевную глухоту, разьедавшие еврейское руко-

водство Российской империи и немалую часть самих евреев, за которых писатель болел душой — об этом повествуют ставшие знаменитыми повести «Фишке дер Крумер» («Фишка Хромой») — про жизнь еврея-бродяги, «Дос клеине менчеле» — «Маленький человечек» — о хитроумном карьеристе, драма «Ди таксе, одер Ди банде штот ба'алей тойвес» («Такса, или Банда городских благодетелей») — о жажде наживы... В шестидесятых годах девятнадцатого века самой нужной и своевременной отраслью науки считалось естествознание, и Менделе Мойхер-Сфорим написал на иврите книгу «История природы», для чего ему пришлось разработать новую ивритскую терминологию по естествознанию. Одновременно Сфорим задавался вопросом: а что, собственно, ещё написано на иврите, кроме Торы? Почему нет современной литературы? Под влиянием погромов 1880-х годов Менделе, вернувшись к ивриту, написал несколько повестей и рассказов, в которых, помимо представителей старого еврейства, фигурируют и люди нового поколения, стремящиеся в Эрец Исраэль, подальше от погромов. Драма Мойхера-Сфорима «Путешествие Вениамина Третьего» (1878) и сегодня не сходит со сцены, а когда-то в ней блистали Соломон Михоэлс и Вениамин Зускин... Кому, как не Мойхеру-Сформу, было знать психологию еврейских местечек, которые он заклеил, но одновременно и воспел — именно из его рук принял эстафету Шолом Алейхем, любивший местечковых евреев болезненно и великодушно — так же, как его учитель!

Мойхер-Сфорим совершил лингвистический прорыв, создав новый иврит, проследив, как менялся язык на протяжении веков, так что современная ивритоязычная литература обязана своим существованием Менделе-«Книгоноше». Об Эрец Исраэль думал Менделе, когда, в ужасе от еврейских погромов в Белоруссии и на Украине — а недобрый девятнадцатый век был на них щедр — писал свои книги на новом иврите, ставшем с той поры не только языком Торы, но и обиходным, подходящим для более приземленных текстов. В 1881 году Мойхер-Сфорим получил место в одесской еврейской школе, где проработал до 1917 года, став неотъемлемой частью литературной и еврейской Одессы.

Абрам Комар

Менделе Мойхер-Сфорим

Как я был певчим у кантора

(Из повести «Маленький человечек»)

Однажды в наш городок приехал один из странствующих канторов и вместе с двумя певчими отслужил субботние молитвы. Из всех синагог прихожане бежали послушать его службу... Была жуткая теснота, прямо по головам лезли, и я тоже вклинился, так как я, как и все евреи, люблю петь и слушать пение. У кантора был мальчик-певчий, моего возраста. И я ему отчего-то так сильно завидовал, что он стоит у кафедры кантора, водит указкой по тексту и одновременно тралялякает, а б последнюю рубашку отдал, лишь бы стать певчим, как он... Я просто млею от его пения. Придя из синагоги домой, я всё пробовал ему подражать, рот не хотел ни на минуту закрыться. Вся семья, кроме меня, уже отобедала, а я всё пел. Когда мама увидела, что я не думаю закругляться и не даю ей чуть отдохнуть после субботнего обеда, она меня прилично отшлёпала и выбросила из дома. Куда же бежит мальчик субботним днём? – скорее всего в бейс-медреш (помещение, где учат Тору). О-го-го! – я там встретил всех знакомых мальчишек, это было чудо! Я думал, что только я подражаю маленькому певчему – нет! Другие мальчики делали то же самое: один повизгивал, другой рычал, третий рвал себе горло, ржал, четвёртый закручивал рулады, как кантор, ещё один разливался голосом красиво. Мы мяукали, пищали, надрывали себе горло, пока не появился шамес (служба), он обрызгал нас водой и выгнал нас оттуда...

Мне пришлось в голову просить маму, чтобы она отдала меня на обучение местному кантору, я так донимал её, что вынудил её наконец отвести меня к кантору. Загнанная жизнью вдова, бедняжка, была тоже довольна избавиться от такого товара, как я. Кантор велел мне что-то пропищать, и, послушав, сказал, что берёт меня. В великой радости я уже думал, что весь мир – мой!.. Но послушайте только, чем кончилась моя певческая история!

Рош-ашоне – еврейский новый год, можете себе представить, как мой кантор, бедняга, трудился. Он работал на полную

катушку, иногда каждое слово молитвы закручивал в руладах десять раз наверх и вниз, жестикулировал пальцем, от зычного голоса переходя вдруг в фальцет, можно сказать, лез на гладкую стену. Певчий-бас охрип, вая, обливался потом и всё обтирался платком, который он не выпускал из рук и которым он также жестикулировал в воздухе... Я подпевал своим детским голосом, подлялякивал, подбумкивал. Работали «на чём свет стоит», так, что голос иногда уже не подчинялся.

В синагоге один из прихожан был молодой человек, из богатых, большой шутник, любил дурачиться с детьми и терпеть не мог нашего кантора за его дрожание рулады. Когда кантор разогнулся в мусафе в шмонэ-эсре (молитвах), разошёлся, как упряжка лошадей на почтовой дороге, выбрасывая по-молодецки отточенные коленца, тогда ко мне, как котёнок, подвинулся этот клоун, богач, и серьёзно и тихо спросил меня: «скажи-ка, малый, ты можешь сделать вишню?» – и у него на нижней губе образовалась вишня, большая, красная, было страшно смешно, я громко засмеялся. В этот момент кантор уже разделался с текстом и ожидал моего подголоска. Когда народ увидел, как кантор вдруг заглох, будто подавился, все стали стучать палочками-указками по столам, кантор с гневом смотрел на меня, как будто я его ограбил и не

хочу отдавать награбленное. Глаза его горели огнём, а лицо покраснело и пропарилось, как цимес... Но только я собрался с силами и начал свою партию, как этот шут напротив снова показал мне вишню на губе, и я в ходе своего подголоска невольно снова выстрелил хохот с визжанием. Кантор рялся, заблудился, запутался и выскочил из оглобель, свернул с прямой дороги, пропустил кусок текста и к тому же ещё сделал несколько грубых ошибок в тексте. Люди со всех сторон делали от удивления «ай-яй-яй!», били по столам указочками, шумели, кто-то наверху на женской галлерее испугался шума и закричал «Ой, горит!»...



Менделе Мойхер-Сфорим, 1836-1917

Фольклор

Сила слова – хассидская история

Когда великий Баальшем видел, что еврейскому народу угрожает несчастье, он уходил в лес, находил там определённое место, разводил костёр и говорил молитву – так он отвращал несчастье от Израиля. Позже, когда его ученик, знаменитый Магид из Межерича должен был вновь вступить за евреев, он шёл в тот же лес и просил: «Услышь меня, Властитель вселенной! Хотя я не знаю, как развести тот костёр, который разводил мой учитель, я помню слова его молитвы!» – и чудо вновь свершалось для евреев. Ещё позже, когда рабби Моше Лейб из Сасова шёл в лес, чтобы спасти евреев, он говорил:

«Я не знаю как разводить костёр, и слова молитвы моих учителей мне неизвестны, но я знаю заветное место а лесу, этого хватит!» – и этого хватало: вновь свершалось чудо для Израиля. Но вот приходил черёд рабби Исраэля из Ружина просить за Израиль. Он сидел в своём кресле, клал голову на руки и говорил: «Господи, я не умею ни развести костра, ни найти слова забытой молитвы. Я даже не знаю, как найти то место а лесу! Всё, что я могу – лишь рассказать эту историю. Этого должно хватить!» – и этого хватало.

Jiddische Dichter aus dem Ghetto Lodz:

Jankel Herschkowitz (1910–1972) – Der Troubadour des Ghettos Lodz

„Sie sagen, ich sei kein Dichter, nur ein Verückter. Ist es denn wichtig, im Ghetto ein talentierter Dichter zu sein? Man muss reimen können und singen.“ (Jankel Herschkowitz)¹

Die meisten Menschen, die im Ghetto schrieben, hatten damit erst dort begonnen. Sie waren überwiegend keine professionellen Autoren. Um gerade diese Dichter zu würdigen, hatte Ruta Pups, die Historikerin und Editorin der Materialien des Emanuel-Ringelblum-Archivs in Warschau, die Liedersammlung *Dos lid fun geto* zusammengestellt und kommentiert. Die Kraft der in dieser Zeit entstandenen Texte liegt in ihrer Wahrhaftigkeit und Unmittelbarkeit. Sie können und sollten nicht an rein ästhetischen Gesichtspunkten gemessen werden. Das Verfassen, Lesen und Singen dieser Lieder war ein Akt des psychischen Widerstandes.² Auf der Suche nach Worten, um das Erlebte auszudrücken, wurden viele Menschen zu Tagebuchschreibern oder Dichtern. Das Schreiben half dabei der grausamen Wirklichkeit zu begegnen und für kurze Zeit ein „geistiges Asyl“ aufsuchen zu können. „Man brauchte ein Versteck, in das keiner brutal eindringen konnte – mit einem Wort: ein Zuhause. Man musste ausdrücken, wie qualvoll es ist, wie schlecht es geht, wie sehr man sich sehnt, sich vom schrecklichen Los der Einsamkeit zu befreien... Auf diese Weise entstanden die Lieder...“³

Das Bedürfnis neue Lieder zu hören war im Ghetto und Lager sehr groß. Häufig wurden altbekannte Volkslieder abgewandelt und ein neuer, zur Situation passender Text zur bekannten Melodie gefunden. Solche Lieder machten schnell die Runde und oft ist der eigentliche Verfasser der Texte im Rückblick nicht mehr festzustellen. So wurden sie zu neuen Volksliedern.⁴ Sie bezogen sich oft auf konkrete Ereignisse oder historische Personen im Ghetto oder Lager und entstanden zeitnah zum Geschehen. Andere Lieder widmeten sich den Lebensumständen und hatten meist Hunger, Elend, verlorene Kinder und Sehnsucht nach der alten intakten Familie zum Thema. Um die Situation erträglicher zu machen, wurden auch viele Spottlieder verfasst. Sie erfassten oft Stimmungen im Ghetto sehr genau und hatten in Lodz vor allem die Beziehung der Juden zur sogenannten jüdischen Selbstverwaltung zum Thema.

Dichter und Straßensänger

Ein Dichter und Straßensänger, der im Ghetto Lodz besonders bekannt geworden war, hieß Jankel (Jakob) Herschkowitz. Einige seiner Texte sind in *Dos lid fun geto* von Ruta Pups aufgenommen worden. Er war reiner Autodidakt und dazu ein besonders

begabter, dessen Lieder buchstäblich in aller Munde waren. Selbst die Literaturzeitung des Ghettos, *Min Hametsar*, in der es eine Rubrik *Die Lieder des Ghettos* gab, schrieb über ihn: „[...] der kleine schwarze Jude, der auf einer Kiste steht, umringt von Zuhörern, wie ein endloser Strom. Jeden Tag bringt er ein neues Lied hervor. Er singt seine Lieder, und sofort werden sie zum Tagesgespräch oder zum Ohrwurm. Gibt es etwas, worüber er nicht singt? Er singt über die ‚neun Mark‘ [die Lebensmittelpauschale für Arbeitslose] und über die Polizei. Und selbst die Polizisten bleiben stehen und hören sich seine Kritik an. Sie machen keine Einwände, sondern freuen sich darüber, dass sie Thema des öffentlichen Gesprächs geworden sind, und erlangen selbst Unsterblichkeit durch diese unsterblichen Lieder. Einmal wollte einer von ihnen den Dichter verhaften, weil er den Vorsitzenden [Rumkowski] beleidigt habe. Da umringte die Menge den Sänger so dicht, dass er einfach nicht nah genug an ihn herankam, um ihn festnehmen zu können. So blieb der Barde auf freiem Fuß. Nach jedem Lied schreit er in die Menge: ‚ein neues Lied für nicht mehr als zehn Pfennige‘. Die Leute durchforsten ihre Taschen, und nach und nach sammeln sie die zehn Pfennige zusammen. Dann legt unser Poet von neuem los, und so geht es weiter.“⁵

**Lieder der Straßensänger
Nachrichtenquelle und kritische
Meinungsäußerung**

Die meisten Zeitzeugen, die in Lodz waren, erinnern sich an Jankel Herschkowitz oder können zumindest einige seiner Lieder singen. Die Musikethnologin Gila Flam hat für ihr Buch über Musik im Ghetto Lodz, *Singing for survival*, einige Zeitzeugeninterviews geführt und Lieder, oft auch mit Angabe von Textvarianten, aufgezeichnet.⁶ Da es keine öffentliche Nachrichtenübermittlung gab, Radios und Zeitungen waren verboten, waren die Lieder der Straßensänger Nachrichtenquelle und kritische Meinungsäußerung zugleich. Daher verwundert es wenig, dass der allseits präsente Vorsitzende der sogenannten jüdischen Selbstverwaltung, Mordechai Chaim Rumkowski, und seine Anordnungen Thema in einigen Liedern waren.

Krystyna Radziszewska verweist auf die Parallelen dieser Form des Straßenliedes zum Bänkelsang, dessen Sänger „berichteten auf Marktplätzen, Straßen von schaurigen Geschichten, von Mord, Liebe, Katastrophen und aufregenden politischen Ereignissen. [...] Die Darbietung wurde häufig musikalisch mit einer Drehorgel, Violine oder Laute untermalt.“⁷ Herschkowitz wurde von seinem Partner, dem Wiener Karol Rosenzweig, auf der Geige begleitet. Oskar Rosenfeld zieht in seinem Tagebuch eben-

falls den Vergleich zum Bänkelsänger: „... Breit untersetzt, mit blitzenden Augen, glänzenden Backen, feurigem Blick, ein Gebiss wie ein Raubtier, dabei aber Weichheit und Demut im Blick. [...] Troubadour und Sittenrichter. Er geißelt Menschen und Sitten... Singt seine eigenen Lieder in Bänkelsängermanier, Texte in volkstümlichem Jiddisch, das oft lieblicher und immer natürlicher klingt als das Jiddisch der Literaten. [...] Er sagt: ‚Ich will den Krieg, das Getto überleben. [...] Ich will leben bleiben. Ich will später der Welt draußen erzählen. Darum – glaube ich – ist es notwendig, dass ich das Übel überlebe.“⁸

Herschkowitz war ein typischer osteuropäischer jiddischer Volkssänger. Geboren wurde er am 22. Juli 1910 in Opatov im heutigen Tschechien. Er kam aus einer finanziell nicht allzu gut gestellten Familie und sang, um sich etwas dazu zu verdienen. Seine Themen fand er schon damals auf der Straße. Gab es ein aktuelles Ereignis, über das man sprach, oder Umstände, über die man sich allgemein aufregte, so griff Herschkowitz sie als Nummer für sein Ein-Mann-Kabarett auf. Der Schriftsteller Rachmiel Briks beschreibt ihn in seiner Novelle *Di papirene krojn* folgendermaßen: „Jankele war ein Volkssänger von Grund auf. [...] Er kam vor dem Zweiten Weltkrieg nach Lodz. Er war ein Schneider von Beruf [wie schon sein Vater] und ein einfacher Mensch. Er musste früh arbeiten gehen, um seine arme Familie zu unterstützen. Er konnte kein Polnisch. Er konnte nur Jiddisch schreiben, aber fehlerhaft. [...] Er zog mit anderen Schneidern von einem Markt zum nächsten. Jankele hat dabei ihre Geschichten und Volkslieder gehört. Er sang gerne. [...] Als das Lodzer Ghetto geschlossen [abgeriegelt] wurde, hatte Jankele keine Lebensgrundlage. Er wusste, dass Mordechai Rumkowski Schuld hatte und davon waren alle Juden im Ghetto überzeugt. [...] Deshalb hat Jankele ein Lied über Rumkowski geschrieben, das eine Satire auf den ‚König‘ und sein ‚Königreich‘ war. [...] Die Juden im Ghetto hatten großes Vergnügen an diesem Lied. [...] Jankeles Lieder haben sich von Mund zu Mund weitergetragen. Sogar Kinder haben beim Spielen ‚Rumkowski Chajim‘ gesungen.“⁹

Rumkowski Chajim

Das Lied *Rumkowski Chajim*, das auch in der Erinnerung der Zeitzeugen das bekannteste Lied von Herschkowitz war, hat drei Personen mit Namen Chajim zum Thema: Chajim Rumkowski, Chajim Weizmann und Chajim (Perzerkowski), den Totengräber des Ghettos. Hinzu kommt, dass das Wort *chajim*, Leben, leitmotivisch immer wiederkehrt: „Jidn sajnen gebenscht mit chajim, chajim leojlem muwes, chajim fun bejs hachajim“ – Die Juden sind mit Leben ge-

segnet, mit Leben bis zum Tod, Leben vom Haus des Lebens.¹⁰ Wobei mit *bejs hachajim* der Friedhof gemeint ist, also heißt es eigentlich „...mit Leben bis zum Tod, Leben vom Tod (Friedhof)“. Gila Flam erkennt darin die Umformulierung von Gen. 3, 19 „Denn du bist Erde und sollst zu Erde werden“ in „Aus dem Friedhof gehen wir hervor und zum Friedhof kehren wir zurück“.¹¹

Chajim Rumkowskis

Herschkwitz hat in aller Schärfe die grausame Ausweglosigkeit des Ghettolebens in diesem Satz formuliert. Man kann diese Zeilen aber auch in Anspielung auf die Person Rumkowskis lesen, dann lautet der Satz sinngemäß: „Die Juden sind verflucht mit Chajim, mit Chajim bis in den Tod, Chajim vom Friedhof“. Dies passt zu den weiteren Zeilen des Refrains, in dem es um Rumkowskis „große Wunder“ geht. Er, der sich selbst als Retter und großer Anführer des Ghettos verstand, wird bei Herschkowitz zu einer negativen Moses-Figur. Seine fast täglichen Versprechungen von Lebensmittelführungen ins Ghetto sind Rumkowskis große „Wunder“, denen in der Realität die strenge Rationierung gegenüberstand. „Vor langer Zeit aßen die Juden in der Wüste Manna, heute isst schon jede Frau ihren Mann. Rumkowski Chajim hat gut gedacht, schwer gearbeitet Tag und Nacht, er hat ein Ghetto mit einer Diät gemacht.“ *Essn sich* heißt im Jiddischen „sich sorgen, sich ärgern, es nagt etwas an einem“, in diesem Fall könnte es die Ehefrau sein, die mit ihren Klagen an ihrem Mann „nagt“ oder aber es meint den täglichen Kampf um die Ration, der besonders in Familien zu Konflikten führte. Unter Diät ist hier einerseits die starke Einschränkung der Lebensmittel zu verstehen, die tausende Ghettobewohner einfach verhungern ließ, andererseits gab es wohl auch ein Spezialgeschäft mit diesem Namen. Ruta Pups schreibt in ihrem Kommentar zu diesem Lied, dass dieses Geschäft ursprünglich speziell für Kranke gedacht war, damit sie Zusatzrationen erhielten. Tatsächlich hätten dort aber ein paar wenige Privilegierte qualitativ bessere Lebensmittel erhalten als der Rest der Bevölkerung.¹²

Chajim Weizmann

Die zweite Strophe des Liedes kontrastiert Chajim Rumkowski mit dem zionistischen Führer Chajim Weizmann. Der harten, aber doch in Freiheit verübten Ackerarbeit der Zionisten im Gelobten Land wird die Sklavenarbeit im Ghetto gegenübergestellt, für die es keinen richtigen Lohn gab. Für diese gibt es nur Essensreste, wofür Herschkowitz den Begriff *Schirajim* verwendet, was im eigentlichen Sinne die Essensüberreste des chassidischen Rabbis sind, die er seinen Schülern überlässt. Aber weder ist Rumkowski Rabbiner, auch wenn er selbst manche Aufgaben eines Rabbins für sich beanspruchte, Hochzeiten durchführte und Brautpaare segnete, noch waren dessen Reste koschere Speise, sondern Pferdefleisch. So zeichnet Herschkowitz in ironisch, sarkastischer Weise das schiefe Bild des Versitzenden des Judenrates.

Chajim, der Totengräber

Schließlich führt der Sänger in der dritten Strophe den dritten Chajim an. Es ist der Totengräber des Ghettos, der mit dem *malech hamuwes*, dem Todesengel, ein gutes Geschäft gemacht hat, da ihm die Arbeit nie ausgeht. Schnell erledigt der Tod seine Arbeit und schwächt das ganze Ghetto.

Zwei weitere Strophen

In manchen aufgezeichneten Varianten dieses Liedes gibt es noch zwei weitere Strophen, die sich ausschließlich auf Rumkowski beziehen. In hellem Anzug und dunkler Brille, wie ein Kaiser, gut bewacht fährt er durch das Ghetto. Ganz ähnliche Fotoaufnahmen gibt es in der digitalen Sammlung von Yad Vashem, die der Fotograf Mendel Grossmann im Ghetto gemacht hat. „Leben sol er gantze hundert jor“ heißt zu dieser Szene der vermeintlich gute Wunsch in Herschkowitz Liedtext. Normalerweise wünscht man sich aber „bis hundertundzwanzig“, jedoch bei Rumkowski sollen es nur hundert Jahre sein. So verkehrt Herschkowitz den guten Wunsch in einen Fluch. Ruta Pups berichtet, dass die Zuhörer auf der Straße diese Zeile noch ergänzt hätten durch „as ajnnemen sol er a schwarz jor!“, also „und dazu noch ein schwarzes Jahr!“, was soviel heißt wie „Der Teufel soll ihn holen!“¹³ Das schwierige Gegenüber der Ghettobevölkerung und des Judenrates spiegelt sich abermals in der letzten Strophe wider. Der bittere Beigeschmack der Zusammenarbeit des Rates mit der deutschen Besatzungsmacht lässt nur Unverständnis und Wut zurück. „Der älteste der Juden ist bei der Gestapo angestellt, wir Juden [aber] sind seine Brüder.“

Herschkwitz hat sein Lied insgesamt geschickt formuliert und wer die Ironie nicht versteht oder verstehen will, der kann doch passagenweise Positives über die Ghettoverwaltung heraushören. Vermutlich ist dies einer der Gründe, warum Rumkowski selbst bei mancher Gelegenheit dem Straßensänger Geld zuwarf. Sicherlich tat er dies aber auch, weil er sein Gesicht wahren wollte und um die Beliebtheit des Sängers wusste.

Ghettotroubadour

Die Popularität des Straßensängers war so groß, dass auch die Schreiber der Ghetto-Chronik Herschkowitz einen Eintrag widmeten. Wobei man bei der Lektüre der folgenden Passage nicht vergessen darf, dass die Chronisten ihre Texte im Auftrag und unter Aufsicht Rumkowskis verfassten. Am 5. Dezember 1941 heißt es: „Es gajt a jeke mit a teke“ lautet der Refrain des neuesten, nach der Melodie des bekannten Soldatenliedes ‚Das Maschinengewehr‘ gesungenen Gettoschlagers. Er parodiert die Abenteuer der hier kürzlich angekommenen ‚Deutschen‘, die man in jiddischer Mundart ‚Jeken‘ nennt. In lustiger Manier wird Glück und Unglück dieser immer hungrigen und stets Essen suchenden Menschen geschildert, die von den ‚Einheimischen‘ sogar ein wenig aufs Korn genommen und oft wegen ihrer Naivität und Unkenntnis der lokalen Verhältnisse ausgenutzt werden. Es ist auch

von den Frauen die Rede, die mit Hosen bekleidet in den Baluter Gassen herum stolzieren. Autor und Interpret des Liedes ist der im Getto sehr beliebte ‚Straßentroubadour‘ Herszkowicz, ehemals gelernter Schneider. Letztes Jahr komponierte er ein durchaus aktuelles und populäres Lied ‚Rumkowski Chaim‘, mit dessen Darbietung er monatlang Geld verdiente, wobei er einmal vom Präses höchstpersönlich mit 5 Mark beschenkt wurde, als der Ghettovorsteher sich zufällig unter den Zuhörern befand. Ein anderes Mal erhielt der ‚Ghettotroubadour‘ vom Präses ebenfalls höchstpersönlich eine Packung Matze, als er sein Lied vor Beginn der Feiertage vor einem Laden vortrug, der gerade zu diesem Zeitpunkt vom Judenältesten visitiert wurde. Zur Zeit hat sich dem Sänger ein ehemaliger Handlungsreisender, der Wiener Karol Rozenzwaig zugesellt, der Herszkowicz auf der Gitarre oder auf der Zither begleitet. Dieses – wie sonst alles andere im Ghetto – recht seltsame Duo: ein Baluter Schneider und ein Wiener Geschäftsreisender, erfreut sich bei den Zuhörern enormer Beliebtheit. Dabei macht das Paar kein schlechtes Geschäft, und nicht selten hat es nach einem ganzen Tag ehrlicher Arbeit bis zu 6 Mk. untereinander zu teilen.“¹⁴

Es gejt a jeke

Das Lied *Es gejt a jeke* bezieht sich also auf das Schicksal der deutschen Juden, die Ende des Sommers 1941 in das Ghetto gebracht wurden. Die Unterschiede ihrer Kultur zu der der osteuropäischen Juden war groß. Sie waren den Bedingungen im Ghetto nicht gewachsen und brachten eine andere Lebensweise, Kleidung, Verhalten und Erziehung mit. Während die osteuropäischen Juden schon lange mit knappen Lebensmitteln haushalten mussten, kamen die westlichen Juden aus besseren Versorgungsverhältnissen. Sie konnten mit der Knappheit oft nicht umgehen und verbrauchten ihre Essensrationen in kürzester Zeit, so dass sie tagelang hungern mussten und in der Folge viel schneller als andere starben. Auf dieses Leid verweist Herschkowitz auch in seinem Lied: „Ein Jecke geht umher, mit seiner Brieftasche. Es sucht nach Butter, Margarine. Nichts, nirgends kann er es kaufen. So nimmt er ein Visum nach Marysin.“ Im Viertel Marysin befand sich der Friedhof des Ghettos.

Dieses Lied zeigt, dass Herschkowitz nicht nur ein Sänger war, der es schaffte der Situation im Ghetto mit Spott und Ironie zu begegnen, sondern auch jemand, der die Verzweiflung in Worte fasste. Sein Publikum war ihm treu und fand das eigene Gefühl der Verbitterung und Trauer in seinen Liedern wieder. „Fast drei Jahre hindurch lebte er von den Almosen, die ihm die Zuhörerschaft in den Straßen hinwarf. Erst 1943, als die Registrierung aller arbeitsfähigen Menschen des Ghettos erfolgte, wurde er in den Arbeitsprozess eingeschaltet. Er war zuerst in einer Kooperative, dann in einem Brotladen, später in einer Küche, weiters in einer Mazzot-Bäckerei, schließlich in der Ghetto-druckerei als physischer Arbeiter beschäftigt. Aber auch in dieser Zeit trat er da und dort als Sänger seiner eigenen Lieder in

den Straßen und Höfen, bisweilen auch in geschlossenen Räumen, vor Ressortarbeitern auf. Sein Honorar bestand zumeist aus Suppen, die ihm seine Mäzene zukommen ließen.¹⁵

S'is kajdankes, kajtn – Fesseln und Ketten

Das wohl häufigste Thema sowohl in Tagebüchern als auch in Liedern aus dem Ghetto Lodz ist der ständige Hunger. In seinem Lied *S'is kajdankes, kajtn*, Fesseln und Ketten, singt Herschkowitz über die neuen „guten Zeiten“, in denen sich keiner mehr schämt oder sich zu schade ist, sich zu nehmen, was er kann. Mit diesem Lied protestierte Herschkowitz dagegen, dass einige Personen in besonderer Funktion der jüdischen Gemeinschaft im Ghetto Essen stahlen, trotz der von Rumkowski angemahnten harten Strafen. Die Zeugen, die Gila Flam gehört hat, bestätigten, dass dieses Lied sehr populär war und sogar Verwendung in einer Revue im Jahr 1943 gefunden hatte. Der Text selbst stammt aber vom Beginn der Ghettozeit und nimmt Bezug auf ein Ereignis im Jahr 1940. Damals wurden Diebe erwischt, die drei Säcke Mehl gestohlen hatten, indem sie den Diebstahl als Beerdigung tarnten. Sie trugen die Säcke, als wären es tote Körper.

Mehl-Affäre

S'is kajdankes, kajtn erlangte rund drei Jahre später erneut Aktualität und fand in der Revue der Gemüseabteilung unter dem Titel „Drei Säcke Mehl“ Verwendung.¹⁶ Der Inhalt des Textes nahm nun Bezug auf die sogenannte Mehlaffäre, zu der sich am 17. 4. 1943 ein Eintrag in der Ghetto-Chronik findet. Der Hauswächter einer Bäckerei hatte mit ein paar Ordnungsdienst-Männern zusammen Mehl unterschlagen, das sie unter sich aufteilten. Die überführten Diebe wurden zu hohen Gefängnisstrafen und Arbeit als Fäkalienentsorger im Ghetto verurteilt. Den Vorsitz zu diesem Verfahren hatten Chaim Rumkowski und David Gertler.¹⁷ Die strafenden Ghettoautoritäten kommen in Herschkowitz Text nicht gut weg. Er lässt Rumkowski sprechen: „Seid auf der Hut, ihr Diebe, ich werde euch verhaften! Ich habe das ganze Ghetto allein unter meiner Kontrolle! Eine Warnung noch an euch, Kooperative: Jeder ist betrügerisch!“ Es ist daher nicht verwunderlich, dass gerade Gertler als Kommandant der Sonderabteilung, der Ghetto-Polizei, nach seinem Besuch der Revue ein Verbot dieses Liedes erwirken wollte. Rumkowski ordnete schließlich an, dass zukünftig alle Texte im Voraus für öffentliche Vorstellungen zur Genehmigung vorgelegt werden mussten.¹⁸

Privilegierte und Ghettabewohner

In einem weiteren Lied, *Geto, Getunje*, prangert Herschkowitz das große Gefälle zwischen den Privilegierten und den Ghettabewohnern ohne besondere Kontakte an. Der Refrain „Ghetto, oh kleines Ghetto, Ghetto du meine Liebe, du bist so klein und so arm“ ist eine ironische Liebeserklärung. Wer nicht die richtigen Wege zu besserer Ver-

sorgung oder einem besseren Posten kennt und nutzt, der wandelt leichengleich umher, ohne Adresse, ohne Brot. Herschkowitz thematisiert auch das Leid der jungen Frauen im Ghetto, die ihre Jugend verloren haben und sich nicht herrichten können, wie sie wollen, weil ihnen selbst die Seife fehlt, ganz zu schweigen von Schminke. Am Ende versucht Herschkowitz damit zu trösten, dass die Situation sicher irgendwann besser wird, dass man essen wird und sogar Karmel-Wein trinkt, man darf nur nicht aufgeben und sich vor allem nicht verkaufen, „aber ihr Armen, seid keine Dirnen“.

Hoffnung auf eine gute Zukunft in Erez Israel

Ein absoluter Kontrast zu den sonst sehr kritischen und sarkastischen Texten ist Herschkowitz' Lied *Amerike hot erkleret*. Es steckt voller Hoffnung auf eine gute Zukunft in Erez Israel und erzählt von Amerikas Einwirken auf Großbritannien und der daraus resultierenden Erklärung, dass Palästina an die Juden übergeben werden soll. Herschkowitz singt von einer Zukunft mit einem unabhängigen Israel, das über eine eigene Armee verfügen wird und zu einem starken Staat heranwächst. Doch bis es soweit ist, sollen sich die Juden im Ghetto nicht aufgeben und darauf vertrauen, dass sich ihr Schicksal noch wenden wird. Der Refrain wurde im Marschrhythmus gesungen: „Sorgt euch nicht, Juden, seid zufrieden, denn unsere Nöte werden enden, so Gott will, werden wir überleben und alle Juden gehen nach Erez Israel.“

Chor im Ghetto

Bis ins Jahr 1944 konnte man Herschkowitz in den Arbeitsressorts und auf der Straße hören. Er wurde schließlich mit vielen anderen im Zuge der Auflösung des Ghettos nach Auschwitz deportiert. Dort traf er auf den Theatermann Mosche Pulawer, der im Ghetto Lodz eine Theatergruppe geleitet hatte. Pulawer erzählt in seinen Erinnerungen, dass Herschkowitz ihn in Auschwitz aufgesucht hätte und ihn mit kleinen Mengen zusätzlichem Essen versorgte. Pulawer wollte wissen, was er dafür tun sollte und erhielt die Antwort: „Bleib gesund!“. Wenn er nicht bei Kräften bliebe, würde er nicht lange durchhalten. Herschkowitz riet ihm, sich mit einigen seiner alten Kollegen und Schauspielschülern zusammen zu tun und einen Chor zu gründen. Bald hatte Pulawer sieben Personen zusammen: Sch. Rosenblum, ein Rezitator, Israel Weinberg, Pulawers Partner im Lodzer Ghetto-Theater, Nomberg, Rotschtein und Nelken, ehemaliger Schauspieler am *Ararat* – die meisten von ihnen sind im Lager umgekommen. Sie verdienten sich mit Auftritten zusätzliches Essen oder Zigaretten.¹⁹

Befreiung in Deutschland – Rückkehr nach Lodz

Herschkowitz schrieb auch im Lager weiter seine Lieder, wie zum Beispiel *Schtubn-Elster* über den sogenannten Kapo, der die anderen Häftlinge beaufsichtigen musste. Von Auschwitz aus wurde Herschkowitz nach Deutschland zur Zwangsarbeit geschickt

und erlebte dort die Befreiung. Nach dem Krieg kehrte Jankel Herschkowitz nach Lodz zurück. Es entstanden Aufnahmen für das Polnische Radio, für die er seine Lieder sang. Am 25. März 1972 nahm er sich mit 61 Jahren das Leben, nachdem er immer mehr isoliert lebte. Er konnte sich nicht entschließen, Polen zu verlassen, wie es einige seiner Freunde in Reaktion auf die neuen antisemitischen Gesetze von 1968 taten.²⁰

Singing for Survival

Viele Lieder existieren nur als aufgeschriebener Text ohne Noten, weshalb die Aufnahmen von besonderer Wichtigkeit sind. 32 seiner Stücke wurden 1994 von seinem Freund Jossi Wajsblat, der ebenfalls Lodz und Auschwitz-Überlebender war, auf Jiddisch in Paris veröffentlicht und 20 weitere befinden sich in Gila Flams *Singing for Survival*, dem Ergebnis ihrer Zeitzeugen-Interviews.²¹

Marion Eichelsdörfer

Fußnoten:

- Salomo Frank: Togbuch fun Lodscher Geto, Tel Aviv 1958, S. 370.
- Ruta Pups: Dos Lid fun Geto, Warschau 1961, S. 19.
- Ila (Ilona) Karmel: Offener Brief an Julian Tuwim, zitiert nach R. Pups, S. 6.
- Pups, S. 8.
- Zitiert nach Gila Flam: Das kulturelle Leben im Ghetto Lodz, in: Doron Kiesel et al.: „Wer zum Leben, wer zum Tod ...“ Strategien jüdischen Überlebens im Ghetto, Frankfurt 1992.
- Gila Flam: Singing for Survival. Songs of the Lodz Ghetto (1940–45), Chicago 1992.
- Krystyna Radziszewska: „Flaschenpost“ aus der Hölle. Texte aus dem Lodzer Ghetto, Frankfurt 2011, S. 85.
- Oskar Rosenfeld: Wozu noch Welt. Aufzeichnungen aus dem Getto Lodz, Frankfurt 1994, S. 290.
- Rachmiel Briks: Di Papirene Krojn, Tel Aviv 1969, S. 34–37.
- Alle Liedtexte befinden sich in Transkription in *Singing for survival* von Gila Flam und im jiddischen Original im Booklet zur CD *Dus gezang fun geto Lodzh* der Musikgruppe Brave Old World, 2005.
- Flam, Das kulturelle Leben im Ghetto Lodz, S. 87.
- Pups, S. 58.
- Ebd.
- Die Chronik des Ghettos Lodz, hrsg. von Sascha Feuchert, Erwin Leibfried und Jörg Riecke, Eintrag vom 5. Dezember 1941.
- Getto-Enzyklopädie (APL, 278/1103, Bl. 112f.) zitiert nach der Chronik des Ghettos Lodz, Fußnote 44 zum 5.12.1941, S. 433f.
- Flam: Singing for Survival, S. 66.
- Eintrag vom 17.4.1943 in der Ghetto-Chronik, Bd. 3, S. 155.
- Eintrag vom 20.4.1943 und die dazugehörige Fußnote 123 in der Ghetto-Chronik, Bd. 3, S. 161, 699.
- Mosche Pulawer: Gewen is a Geto, Tel Aviv 1963, S. 84f.
- Krystyna Radziszewska: ‚Flaschenpost‘ aus der Hölle, S. 94 und <http://www.ushmm.org/exhibition/music/detail.php?content=herschkovitch>
- Gila Flam, <http://holocaustmusic.ort.org/places/ghettos/lodz/herschkovitchyankele/>



ס'איז קיידאנקעס, קייטן

ס'איז קיידאנקעס, קייטן
 ס'איז גוטע צייטן
 קיינער טוט זיך היינט נישט שעמען
 יעדער וויל דא היינט נאר נעמען
 אבי צו זיין דא זאט

נעכטן א לווייה
 געוועזן א געשריי
 מיט עגלה גנבים
 זיך געגעבן א גוטן דריי
 מענטשן פול מיט שרעק
 דריי מתים ווערן געל
 ס'איז קא' מתים גאר געוועזן
 נאר דריי זעק מיט מעל

ס'איז קיידאנקעס, קייטן...

ס'גנבעט משה, ס'גנבעט חיים
 ס'גנבעט אויך ניסל
 מיט ידים נעמט מען שיריים
 פונעם קהלס שיסל
 אפילו פעסל פונעם קעסל
 נעמט אויך אראפ
 יעדן טאג, אוי, גיסט מען וואסער
 דאס איז אונדזער זופ

ס'איז קיידאנקעס, קייטן...

רומקאווסקי זאגט:
 "היט אייך פיל, גנבים
 איך וועל אייך ארעסטירן!
 איך וועל די גאנצע געטא
 אויף אייגענע הענט פירן!
 און אויך א בריוו, קאאפעראטיוו
 אלע זיינען בלאט!
 ס'איז פיל מתים, פיל תעניתים
 ווער איז היינט דא זאט?"

אמעריקע האט ערקלערט

נאר זארגט נישט, יידן
 און זייטס צופרידן
 אז אונדזער צרות וועלן נעמען אן עק
 אז גאט וועט געבן
 וועלן מיר דערלעבן
 וועלן מיר אלע יידן
 קיין ארץ-ישראל אוועק

אמעריקע האט ערקלערט
 זי מאכט די וועלט באקאנט
 אז ענגלאנד מוז אפגעבן
 די יידן דאס גאנצע לאנד
 מע טאנצט אין אלע גאסן
 אין די שטיבער איז פריילעך
 אז ענגלאנד שרייבט שוין אונטער
 אויף דעם נייעם יאר א מלך!

נאר זארגט נישט, יידן...

מיר האבן שוין עראפלאנען
 יידיש-מיליטער
 קוילן, ביקסן און הארמאטן
 און מאשין-געווער!

נאר זארגט נישט, יידן...

קעמפן!

מע דארף צו קעמפן
 שטארק צו קעמפן
 אוי, אז דער ארבעטער זאל נישט ליידין נויט
 מען טאר ניט שווייגן
 נאר האקן שויבן
 אוי, וועט ער ערשט גרינגער
 קריגן א שטיקל ברויט!

יאנקעל הערשקאוויץ Jankel Herschkowitz

רומקאווסקי חיים

עס גייט א יעקע

יידעלעך זענען געבענשט מיט חיים
חיים לעולם מוות
חיים פון בית החיים
רומקאווסקי חיים מיט זיין גרויסן נס
ער מאכט דאך נסים, אוי, יעדן טאג אזוי
גוואלד צו שרייען, אוי, אוי, אוי
יעדער איינער פרעגט, א צווייטע שאלה, אוי
זאגט דאך חיים "ס'איז גוט אזוי!"

עס גייט א יעקע
מיט א טעקע
ער זוכט פוטער, מארגארין
בשום אופן
נישטא צו קויפן
נעמט ער א וויזע נאך מארישין

געטא, געטוניע

Geto, getunia
Getochna kochana
Tys taka malutka, i taka szubrana

ווער עס האט א האנט א שטארקע
ווער עס האט אויף זיך א מארקע
קריגט פון שענסטן און פון בעסטן
אפילו א פאסטן, אויך דעם גרעסטן
ווען דו ביסט אינטעליגענט
אן א סענט
דרייסטו זיך ארום ווי א מת
אן א ברויט און אן אדרעס
און דו זינגסט אויף טערקיש זיך
אוי, עס!

מיידעלעך זיך אלע שעמען
נישט קא' שמיןק, נישט קא' ברעמען
נישט קא' טאבארין, נישט קא' פייף
נישט רוזש, קיין אנדולאציע
זיי האבן צו וואשן נישט קא' זייף
נאר זמארטוויאנע, זייט נישט ציצי-פולקעס
און יעדער זינגט מיט מיר דעם רעפרען, אוי, אוי, אוי...

געטא, געטוניא ...

נישט זארגן און נישט קלערן
ס'וועט ביי אונדז גוט נאך ווערן
ס'וועט נאך קארטאפל אויך דא זיין
מען איז שוין קרוב-מקח
יום-טוב וועט מען עסן לעקעך,
טרינקען פון גראפן כרמל-וויין
נאר זמארטוויאנע, זייט נישט ציצי-פולקעס
און יעדער זינגט מיט מיר דעם רעפרען, אוי, אוי, אוי...

ווייל איז אונדזער חיים, ער גיט אונדז קלייען
ער גיט אונדז גראפן, ער גיט אונדז וויין
פארצייטנס האבן יידן אין מדבר געגעסן מן
היינט עסט שוין יעדע ווייב איר מאן
רומקאווסקי חיים האט גוט געטראכט
געארבעט שווער, ביי טאג ביי נאכט
געמאכט א געטא און א דיעטא
און ער שרייט "גוואלד!", ער איז גערעכט

חיים ווייצמאן האט געזאגט
ער וויל די יידן אין פאלעסטינע האבן
ער האט זיי געהייסן אקערן, זייען
ער האט זיי דארטן טיף באגראבן
אבער אונדזער חיימל, רומקאווסקי חיים
ער גיט אונדז יעדן טאג שיריים
איינעם א שטיק ברויט,
דעם צווייטן א שטיק פערד
מען ליגט ביי אים אויך טיף אין דר'ערד
ווייל איז אונדזער חיים ...

דער דריטער חיים פון בית החיים
האט מיט מלאך-המוות א גוט געשעפט געמאכט
ער זאל אים צושטעלן מתים וואס מער
ער זאל אים צושטעלן ביי טאג ביי נאכט
האט זיך דער מלאך-המוות גענומען צו דער ארבעט שנעל
ער מאכט פון יעדן גיבור אוי א תל
ער מאכט דאס פלינק
ער מאכט דאס גוט
ער מאכט די גאנצע געטא שוואך און מיד

ווייל איז אונדזער חיים ...

געווען א זומערטאג
געווען איז א טאג א הייסער
גייט רומקאווסקי אין דער גאס
ער זעט דאך אויס ווי א קייסער
א העלע אנצוג, אוי, און טומקעלע ברילן
פאליציי ארום באוואכט
איך זאג אייך גאר, אונדזער קייסער האט גראע האר
לעבן זאל ער הונדערט יאר!

Texte:Gila Flam: Singing for Survival, Chicago 1992.
Brave Old World: Dus gezang fun geto Lodzh. Song of the
Lodz Ghetto, 2005.(CD-Booklet)

Bildausschnitt: Herschkowitz und Violinist Karol Rosenzweig,
aufgenommen von Mendel Grossmann, digitales Archiv Yad
Vashem, Signatur 4613_658.



**Israel
wird 66**



**... und wir
gratulieren
herzlich**

